Moderne Erziehung und geschlechtlic... Sittlichkeit

Friedrich Paulsen

Moderne Erziehung und geschlechtlic... Sittlichkeit

Friedrich Paulsen




ACADEMIAE HARVARDIANAE
VE
RI
TAS



Erstes bis fünftes Tausend.

Moderne Erziehung
und
geschlechtliche Sittlichkeit.

157

Einige
pädagogische und moralische Betrachtungen
für das
Jahrhundert des Kindes

von

Friedrich Paulsen.



Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1908.

Preis: Mk. 1.—.

Moderne Erziehung

und

geschlechtliche Sittlichkeit.

Einige
pädagogische und moralische Betrachtungen
für das
Jahrhundert des Kindes

von

Friedrich Paulsen.



Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1908.

Erstes bis fünftes Tausend.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter nicht verwehen zu lassen, sondern gesammelt herauszugeben, bestimmt mich die Erwägung, daß neben dem Buch und der Abhandlung auch die kleine Gelegenheitsbetrachtung ihr Recht hat. Sie erreicht manchen Leser, der vor einem großen Werk oder einer längeren Abhandlung zurückweicht, weil Zeit oder Interesse dafür nicht ausreichen. Solche Leser überhaupt geringzuschätzen finde ich keine Ursache, gehört doch in unserer Zeit, wo alle Welt Zeitungen liest, wahrscheinlich jedermann gelegentlich dazu. Und vielleicht ist gerade das Gebiet der Moral und der Erziehung von solcher Behandlung am wenigsten ausgeschlossen.

Von den folgenden Aufsätzen ist der erste in der Deutschen Rundschau, der folgende in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, der dritte in der Neuen Freien Presse, die drei letzten in der Woche zuerst veröffentlicht worden, alle sechs innerhalb der beiden letzten Jahre, alle durch Zeitströmungen hervorgerufen, die zum Widerstand herausforderten.

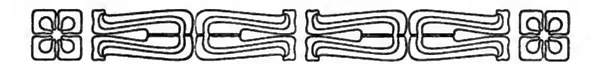
Steglitz b. Berlin, 1. März 1908.

Friedrich Paulsen.

Inhalt.

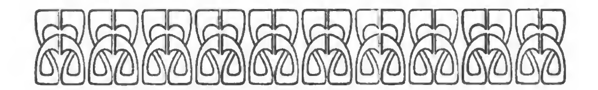
Seite





Väter und Söhne.





Unter dem obigen Titel hat Turgenieff in einem bekannten Roman das Verhältnis der beiden Generationen dargestellt, wie es in Rußland vor einem Menschenalter unter dem Zar-Befreier die Gemüter erregte. Die alte Welt und die junge Welt, sie verstehen sich nicht, und die Folge ist Entfremdung und Geringschätzung.

Etwas Ähnliches scheint zur Zeit in Deutschland stattzufinden: die beiden Generationen, Alter und Jugend, verstehen sich nicht. Natürlich, an Mißverständnissen und Reibungen hat es zu keiner Zeit gefehlt, sie sind in der Natur und Denkweise der beiden Lebensalter und in der zwischen ihnen stattfindenden Beziehungen begründet. Aber ein aufmerksamer Beobachter möchte doch finden, daß die Spannung zu keiner Zeit so stark und bitter gewesen sei; ein Anzeichen dafür ist der Umfang, in dem der Gegenstand in der Literatur unsrer Tage behandelt wird, natürlich mit Parteinahme für die Jugend. Es gibt in Deutschland zurzeit für Bücher und Zeitschriften, für Romane und Dramen kein beliebteres Thema als die Unterdrückung und Mißhandlung hochstrebender Söhne und Töchter durch eigensinnige, engherzige und unverständige Väter und Mütter, die Niederhaltung und Abmarterung hochbegabter, zur Selbständigkeit des Denkens emporstrebender Jünglinge durch verständnislose, pedantische, herrschsüchtige, blind am Alten hangende Schulmeister. Auf Versammlungen und allgemeinen Erziehungstagen werden die

Schrecken dieses grausamen Regiments dargestellt, wie alle tüchtigsten und selbständigsten Geister bis zur Erschöpfung gehetzt und geplagt werden, bis sie endlich „unterm Rad" liegen oder als „Schülerleichen" aus dem Wasser gezogen werden. Wer Deutschland bloß aus der Literatur kennt, das Ausland, muß zu dem Glauben kommen, daß es nie ein Zeitalter gegeben habe, wo mit der Jugend so unbarmherzig umgegangen worden sei; unter dem Beifall aller menschlich Gesinnten müsse demnächst eine allgemeine Empörung gegen dieses verrottete und verruchte Erziehungssystem ausbrechen.

Seltsam, wer in der wirklichen Welt lebt, nicht in jener papiernen, dem werden diese Schilderungen und Anklagen etwas befremdlich vorkommen. In der Schule begegnet man überall Bemühungen, die Schullast nach Möglichkeit zu erleichtern; die Zahl der Stunden wird beschränkt, die Pausen werden verlängert, die Prüfungen werden erleichtert, die Forderungen an den Hausfleiß überwacht und ermäßigt, Spiel und Turnen gepflegt; überall sucht man nach verbesserten Methoden, die dem Lehrer zwar vermehrten Aufwand an Kraft und Arbeit auflegen, aber dem Schüler das Lernen erleichtern. Überall wird den Lehrern Individualisierung und Differenzierung in der Behandlung der Schüler nach Neigung und Begabung zur Pflicht gemacht, und vielfach wird dieser Forderung mit Lust und Liebe entsprochen. Noch dieser Tage sagte mir ein Kollege, dessen Knabe das Gymnasium eines Berliner Vorortes besucht: „So gut als jetzt gelehrt wird, ist es uns einmal nicht gemacht worden." Und in der häuslichen Erziehung steht es nicht anders: sie ist in dem halben Jahrhundert, das ich übersehe, sicherlich nicht straffer und härter geworden. Im Gegenteil, an die Stelle strenger Forderung und entschiedener Durchführung ist wohl nicht selten allzu weichliche Nachgiebigkeit und schweigende Nachsicht getreten. Wogegen auf der andern Seite

respektvolle Unterordnung oder rücksichtsvolles Sich-schicken schwerlich zugenommen haben; vielleicht möchte jemand eher finden, daß gleichgültiges Sich-gehen-lassen oder herausforderndes Benehmen gegen das Alter und die Autoritäten gewöhnlicher geworden sei. Die Jugend fühlt sich, hat sie doch die Presse, die Literatur, das Publikum, die öffentliche Meinung auf ihrer Seite. Wenn heute ein Mann, der einen ungezogenen Bengel auf der Straße eine Nichtsnutzigkeit begehen sieht, ihm in guter Meinung eine Ohrfeige verabreicht, so wird der Junge unfehlbar aufbegehren, das Publikum den Züchtiger der Roheit beschuldigen, das Gericht ihn verurteilen, weil ihm kein Züchtigungsrecht zustehe, und Ellen Key wird über die Rückständigkeit zetern, die noch glaube, mit Prügeln tugendhaft zu machen. Ich war vor nicht langer Zeit Zeuge folgenden Vorganges. Eine alte Frau, die ihr Leben lang auf dem Lande gelebt hatte, kam zum ersten Male in die Großstadt; sie steigt in einen Omnibus, und da alle Plätze besetzt sind, bittet sie einen Jungen aufzustehen, um sie sitzen zu lassen. Da war sie aber an den falschen gekommen: das habe er nicht nötig; und seine neben ihm sitzende Mutter schoß sogleich los: sein Platz sei so gut bezahlt wie jeder andre. Und unter dem Publikum nicht einer, der das nicht in Ordnung gefunden hätte, wenigstens erhob sich keine Stimme zugunsten der alten Frau. Die aber war ganz verschüchtert und wagte kein Wort zu sagen; erst nachher meinte sie: „Das sind hier aber scharfe Leute." Und so sehe ich denn auch, wo die Wortführer der Jugend nur Opfer grausamer Disziplin und pedantischer Erziehungskünste zn gewahren vermögen, auf der andern Seite Eltern und Lehrer, die von der Jugend durch Hochmut und Empfindlichkeit, durch leichtfertige Rücksichtslosigkeit und lieblose Selbstsucht, durch pietätlose Vernachlässigung und schmähliche Mißachtung zu Tode gekränkt und gepeinigt werden. Lehrer, die mit Hingebung und Treue ihrer Schüler

sich annahmen, die ihrer keimenden Begabung und Neigung mit freier persönlicher Teilnahme nachgingen, werden hinterher durch zur Schau getragene Gleichgültigkeit beleidigt, wohl auch öffentlich verhöhnt und an den Pranger gestellt; Väter, die für ihre Söhne sorgten und lebten, werden durch hochmütige Geringschätzung und schnöde Undankbarkeit gepeinigt und zuletzt zur Strecke gebracht; Mütter, die das Letzte für ihre Kinder hergaben, werden von anspruchsvollen Töchtern und Söhnen bis aufs Blut ausgesogen und dann wie eine ausgepreßte Schale weggeworfen. Ich glaube, daß jeder, der ein wenig ins Innere unsres Familienlebens hineinzublicken Gelegenheit hatte, Beispiele hierfür aus seiner nächsten Umgebung anführen kann, Beispiele aus allen Lebenskreisen, aus den sogenannten besseren Kreisen wie aus den breiten Massen.

So könnte man zu jener Rechnung die Gegenrechnung machen, von beiden Seiten Anklagen und Beschuldigungen häufend; wobei denn die lauteren Stimmen zweifellos auf seiten der Jugend sind: das Alter pflegt die Schmerzen, die ihm von dieser Seite her erwachsen, still duldend zu tragen, während die Jugend sich in der Rolle des Unverstandenen und Unterdrückten gefällt, ihre Leiden mit Triumph aufzeigt und durch ihre Anwälte zur Ausstellung bringen läßt.

Ich will nicht entscheiden, auf welcher Seite die Anklagen berechtigter sind; ich mag nicht mit der Jugend hadern, wenn sie andre Wege geht, als das Alter für recht hält; ich kann nicht das Alter schelten, daß seine Klagen grundlos sind. Ich weiß auch, wie schon gesagt, daß Reibungen und Spannungen zwischen den beiden Generationen immer waren und immer sein werden; es war schon dem Horaz bekannt: monitoribus asper, den Mahnern nicht liebsam. Die Schwierigkeit liegt zuletzt darin, daß im Menschenleben die Natur nicht mit fester Grenzbestimmung ähnlich wie im Tierleben den Punkt bezeichnet, wo die

junge Generation auf sich selbst gestellt wird; so begegnen sich hier in lang dauernder Krisis das Aufstreben der Jugend zur Selbständigkeit und das Festhalten eines lange geübten und unbezweifelten Führungsrechts von seiten des Alters. Nur die Frage möchte ich zu beantworten versuchen, worin die Ursachen liegen, daß dies Verhältnis gerade in unsrer Zeit so besonders gespannt und schwierig geworden ist.

Wenn ich, was mir als der Hauptgrund der großen Verstimmung erscheint, gleich mit einem Worte bezeichnen soll, so würde ich sagen: an allen Punkten unsres Lebens hat die Auflösung der alten Autoritätsverhältnisse stattgefunden, aber es haben sich noch nicht die notwendigen Ersatzformen freier Selbstbeherrschung in unsren Sitten und Gewohnheiten fest eingebürgert. Das gilt vom öffentlichen Leben, das gilt auch vom Familienleben: die alten Formen sind wurzellocker geworden, die neuen haben sich noch nicht befestigt.

Im öffentlichen Leben ist das abgelaufene Jahrhundert zweifellos charakterisiert durch die Abtragung alter Autoritätsverhältnisse auf allen Gebieten und das Vordringen eines nivellierenden und demokratisierenden Individualismus.

Nirgends ist die Sache sichtbarer als im Gebiete des kirchlich-religiösen Lebens. Vor hundert Jahren lebte die große Masse der deutschen Bevölkerung noch im Glauben und Gehorsam der Kirche; die wenigen, die von der Aufklärung berührt waren, standen mit ihrer Weltanschauung doch auf demselben Boden; sie eigneten sich unter dem Titel der Vernunftreligion im wesentlichen dieselben Gedanken auf subjektive Weise an, und die Kirche hatte auch hierfür Raum. Gegenwärtig ist die Abwendung der Masse von dieser Weltanschauung vollendet, mit Stolz stellt sie sich auf die Vernunft oder die Wissenschaft, die dem Glauben definitiv ein Ende gemacht habe, die „Welträtsel“ sind ihr Evangelium. Die Mehrzahl der Gebildeten steht innerlich kaum viel

anders; auf jeden Fall ist ihre Religion, wenn sie solche haben, unkirchlich; die große Reaktion im Sinne erneuter Buchstabengläubigkeit, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stattfand, hat einen tiefen Einschnitt gemacht, sie hat, auch auf dem Boden des Protestantismus, die Kirche von der Bildung und Wissenschaft, mit der sie noch zur Zeit der Aufklärung in leidlichem Frieden gelebt hatte, geschieden. So hat die Kirche ihre innere Autorität völlig eingebüßt, und auch die äußere hat sie durch die fortschreitende Verweltlichung des Staates mehr und mehr verloren. Die Reste der alten Kirchenherrschaft, wie sie namentlich im Gebiete der Schule noch dauern, dienen mehr dazu, die Opposition gegen die Kirche zu nähren, als für sie zu erziehen.

So ist auf dem Gebiete des geistig-religiösen Lebens ein individualistisch-revolutionärer, antiautoritärer Zug bei uns herrschend. In England und Amerika ist es anders; die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft beruht dort ganz auf dem freien Willen der einzelnen, und darum gibt es keine organisierte Religionsfeindschaft; in Deutschland ist die Erinnerung an den Staatskirchenzwang noch lebendig genug, wird auch durch kleine Überreste und Rückfälle immer wieder aufgefrischt, um den „Unglauben“ zum eigentlichen Zeichen der Freiheit des Geistes zu machen.

Ähnlich liegen die Dinge im Gebiete des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Im Staate ist an die Stelle des Respekts vor der Obrigkeit, wie er vor hundert Jahren in deutschen Landen noch allgemein war, die Gewohnheit getreten, die Regierung zu kritisieren und lächerlich zu machen; durch tausend Zeitungen und hundert Witzblätter wird das Geschäft zum Vergnügen des Publikums tagtäglich besorgt; die Kritik und Opposition, wenigstens mit der Faust in der Tasche, ist das stolze Recht des deutschen Staatsbürgers. Und daß wir daneben auch

eine byzantinische Literatur und Beredsamkeit haben, bessert die Sache nicht, im Gegenteil: es gibt der Kritik und dem Spott täglich neuen Reiz und Schwung. In andern Ländern, vor allem wieder in England und Amerika, fehlt dieser Reiz, weil dort der Staat rein Sache des „Volkswillens“ ist, oder wenigstens es zu sein scheint; jeder fühlt sich als Teilhaber der öffentlichen Gewalt und berufen, sobald er seinen Willen zum Mehrheitswillen gemacht haben wird, sie selber auszuüben. In Deutschland haben wir nicht mehr die alte Obrigkeitsregierung, aber auch nicht die neue Form der Selbstregierung: und so fehlt auch hier die innere Autorität des Staatswillens, welche die reine Form gibt. Ich weiß wohl, es kann nicht anders sein; wir können bei unsrer geschichtlichen und politischen Lage weder ein absolutistisches noch ein republikanisch-parlamentarisches Regiment haben und ertragen; es handelt sich mir nur darum, die Tatsache zu erklären, daß auch auf staatlichem Gebiete bei uns eine individualistisch-antiautoritäre Gesinnung in den allerweitesten Kreisen herrschend ist.

Und in der Gesellschaftsordnung ist's ebenso: das alte Autoritätsverhältnis ist verschwunden; an die Stelle des Herrn und des Knechts ist der Arbeitgeber und Arbeitnehmer getreten. Aber auch hier sind Erinnerungen und Reste des alten Verhältnisses noch überall vorhanden, die das Einleben auf dem neuen Fuß der Gleichheit verhindern; überall rufen Versuche, die alten Herrschaftsrechte festzuhalten und auch in den neuen Verhältnissen des großindustriellen Lebens durchzuführen, die Opposition und den antiautoritär-revolutionären Geist wach, der unserm ganzen sozialen Leben das Gepräge gibt. Die ganze Zeit atmet die Luft, die in den Fieberanfällen der sozialdemokratischen Presse ihre akutesten Wirkungen auf das soziale Leben zeigt. In England und Amerika, wo sich die Gesellschaft auf dem neuen Fuß schon einigermaßen eingelebt

hat, ist dieser Habitus des Denkens und Fühlens wieder kaum bekannt.

Dieser Geist kritischen Niederräsonnierens und Niederreißens alles Bestehenden, der durch unser ganzes Leben geht, der unsre ganze Literatur beherrscht, der wirkt nun auch auf die Stimmung und den Verkehrston in den engsten Lebenskreisen, in der Familie und Schule, zurück: Achtung vor der Autorität und den geltenden Ordnungen ist eine Sache, die auf diesem Boden nirgends recht gedeihen will.

Ich las vor kurzem das „Leben von Gabriele v. Bülow“, der Tochter Wilhelm v. Humboldts. Drei Generationen stellen sich darin dar, und eine vierte erscheint am Horizont. Man wird nicht leicht bessere Gelegenheit haben können, das Verhältnis von Eltern und Kindern zueinander in der Folge der Geschlechter, größtenteils in ihren eigenen Briefen, zu studieren. Vergleicht man den Verkehrston, in dem die Jugend gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu der elterlichen Generation spricht, mit dem, der sich zwei Menschenalter später durchgesetzt hat, so fällt der Abstand in die Augen: dort ein Ton feierlicher Ehrerbietung, der uns in Briefen geistig und gesellschaftlich so hochstehender Personen, wie Wilhelm v. Humboldt und seine Frau es waren, nicht bloß an Eltern und Schwiegereltern, sondern auch an ferner stehende ältere Verwandte oft seltsam berührt. Bei der mittleren Generation ist der alte Kurialstil weggefallen; ein warmer Ton herzlicher Verehrung beherrscht die Briefe der Kinder an die Eltern aus den zwanziger, dreißiger Jahren. Bei der dritten Generation, in Briefen aus den fünfziger, sechziger Jahren, wagt sich schon ein munter scherzender, neckischer, auch wohl einmal ein wenig selbstbewußter Ton hervor; er wirkt nirgends verletzend, aber er läßt doch die große Wandlung im inneren Verhältnis der Generationen erkennen; das Selbstbewußtsein der Jugend ist stärker wenigstens sichtbarer geworden.

Man wird annehmen dürfen, daß die Entwicklung seither in derselben Richtung sich weiter bewegt hat. Der Verkehrston der beiden Generationen hat sich immer mehr den kameradschaftlichen Stil angewöhnt; das „Du", das vor hundert Jahren in der Anrede an die Eltern noch überall unmöglich war, ist zur selbstverständlichen Regel geworden, das „Sie" erschiene als unerträgliche Kälte. Scherz und Witz, Neckerei und Stichelei, die denn wohl auch bis an die Grenze des Herausfordernden und darüber hinausgehen, werden von beiden Seiten geübt und ertragen, oder auch nicht ertragen, und dann führen sie von selbst weiter zu einem Ton der Verhöhnung und Invektive, der schon unter Gleichaltrigen unschön, zwischen Eltern und Kindern unerträglich ist. Täusche ich mich oder ist es so, daß man solcher Entgleisung in unsrer Zeit häufig begegnet, häufiger als in früherer Zeit? Vor hundert Jahren wären Stichelreden zwischen den Generationen, wie man sie jetzt überall hören kann, nicht bloß in der vornehmen Gesellschaft, sondern in jedem gut bürgerlichen Hause als etwas Unerhörtes empfunden worden.

Ich mache der Jugend von heute keinen Vorwurf; sie nimmt die Farbe der Zeit und der Umgebung an, in der sie aufwächst. Sie hört den Ton der Ehrfurcht selten; dagegen schlägt der Ton aufgeregter, leidenschaftlicher, überheblicher, gehässiger, hämischer Kritik von allen Seiten an ihr Ohr: im Hause, in der Zeitung, im Witzblatt, in der Flugschrift, in der Literatur; wer hat denn noch vor etwas Respekt, ja wer schämte sich nicht, heutzutage noch vor etwas Respekt zu haben? Haben auch die „großen Männer" unsrer Zeit, haben unsre „Geistesheroen", hat Haeckel, hat Nietzsche vor etwas Respekt, außer vor sich selbst und seinen augenblicklichen eigenen Gedanken? Alles in Frage stellen, alles wegwerfen, alles für tot erklären, besonders alles, was nach Autorität von ferne aussieht, das ist der Ton, auf den unsre Schriftsteller gestimmt sind; nichts gemeiner, als etwas

anerkennen, als der Ehrfurcht vor dem Alten und Großen, als der angeborenen Schafs- und Herdennatur zu folgen. O pfui, wer noch an etwas glaubt, wer noch etwas für wahr und gut und groß hält, das ist das Zeichen der gemeinen Seele! Ist's zu verwundern, daß diese Beredsamkeit unsrer Jugend leicht eingeht, daß es wie eine Erleuchtung über sie kam, als sie Nietzsche entdeckte, für ihn selbst zu spät entdeckte: ja, das ist's, was wir meinen, keinerlei Autorität, nicht einmal mehr die der eigenen Vernunft, auch sie beengt und bindet die Freiheit, die Instinkte allein sind das Wahre, aus ihnen kommen die großen Eingebungen und die großen Impulse. Daß in Nietzsche doch etwas mehr steckt, daß in ihm auch die Aufforderung gefunden werden kann, positive Werte in seine Persönlichkeit zu schaffen, das wird über den prachtvollen Schlagworten, die wie die weithin sichtbaren Plakatinschriften an den Häusermauern wirken und haften, übersehen; lauter Verkündigungen der großen Verachtung der Gegenwart und der Vergangenheit.

Was für ein Abstand zwischen der Zeit, in der heute die Jugend lebt, und der, zu der Goethe sprach, der Ehrfurcht gebietende und Ehrfurcht übende, der Zeit, der Kant und Schiller auf den Gott in der eigenen Brust zu horchen predigten, den Gott, der durch das Pflichtgebot, das unbedingt bindende, zu dem natürlich-sinnlichen Menschen rede. Jetzt wissen wir's besser: Goethe, ein ziemlich mittelmäßiger Dichter, dem ein eben ausgebackener Primaner das Konzept mühelos korrigiert, Kant und Schiller — doch ich mag die widrigen Witzworte eines kranken Hirns nicht wiederholen.

Oder man nehme die pädagogischen Schriftsteller, die sich heute an die „reifere“ Jugend wenden. Man nehme Ellen Key und das berühmte Buch: „Das Jahrhundert des Kindes“. Es beginnt mit einem Kapitel, das die erbauliche Überschrift trägt: „Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen.“ Nun,

es kommt ja schließlich nicht dazu, aus bewegenden Ursachen; aber eine solche Überschrift hängt sich dem Backfisch doch in sein weiches Gehirn, und er findet darin die Aufforderung, die Eltern mindestens zu analysieren, zu kritisieren und minderwertig zu finden. Was denn die treffliche Beraterin von Herzen billigt; statt der alten Rede: daß die Kinder den Eltern für ihr Leben zu danken haben, lehrt sie die neue: „in den meisten Fällen müßten umgekehrt die Eltern die Kinder für deren Dasein um Verzeihung bitten" (S. 45). Sehr wahr, will eben unser Backfisch ausbrechen, besinnt sich aber: nun, ein so hervorragendes, begabtes Mädchen wie ich, das kann man den Eltern noch nachsehen; aber freilich, die meisten, ja, das ist wahr: Fabrikware der Natur, als Krüppel zur Welt gekommen! Und die Schule — ja, da hat Ellen Key freilich vollkommen recht; die Lehrer und Lehrerinnen, das ist ein wahrer Jammer: alte, vertrocknete Stockfische, die vor Jahrhunderten eingepökelte Weisheit vergangener Zeiten uns zum Ekel immer wieder vorsetzen, so z. B. das Christentum: „das im jetzigen Augenblick demoralisierendste Moment der Erziehung ist der christliche Religionsunterricht; mit diesem meine ich in erster Linie Katechismus und biblische Geschichte, Theologie und Kirchengeschichte". Aber wo anfangen und wo aufhören: „Wer vor die Aufgabe gestellt würde, mit einem Federmesser einen Urwald zu fällen, müßte dieselbe Ohnmacht der Verzweiflung empfinden, die den Reformeiferer vor dem bestehenden Schulsystem ergreift — diesem undurchdringlichen Dickicht von Torheit, Vorurteilen und Mißgriffen. Der Schule der Jetztzeit (!) ist etwas gelungen, das nach den Naturgesetzen unmöglich sein soll: die Vernichtung eines einmal vorhanden gewesenen Stoffes. Der Kenntnisdrang, die Selbsttätigkeit und die Beobachtungsgabe, die die Kinder mitbringen, sind nach Schluß der Schulzeit in der Regel verschwunden."

Ja, so ist es, sagt unser Backfisch; das Kapitel von den „Seelenmorden in den Schulen“ ist wirklich ganz vortrefflich. Zwar ich habe ja noch meine Beobachtungsgabe, ich merke es daran, wie scharf ich die Fehler meiner Lehrer und Eltern erfasse, und auch meine Selbsttätigkeit und mein Erkenntnisdrang sind noch nicht erloschen; o, ihr würdet euch wundern, was ich alles weiß, ohne daß ihr es mich gelehrt habt. Aber die meisten, das ist ja wahr, die „viel zu vielen“, von denen der große Nietzsche spricht, die sind gerade so, wie sie dort abgemalt sind, dumme Schneegänse, die nachschnattern, was ihnen vorgeschnattert wird, ohne Mut und ohne eigenes Urteil. Aber wartet nur, das soll jetzt anders werden; mit dem „Vaterland“ und der dummen Liebe zu ihm ist's alle: „Eurer Kinder Land sollt ihr lieben“, so lauten die Worte des neuen Propheten: „An euren Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr eurer Väter Kinder seid.“ Wohl, so soll es sein, ruft triumphierend die Mutter künftiger Geschlechter: mit der Verachtung der Vergangenheit, des Landes der Väter, ist unbedingt anzufangen, eher kann die bessere Zukunft nicht kommen, den „Übermenschen“ kann nicht zur Welt bringen, als wer die Ehrfurcht vor dem Alten gründlich und gänzlich abgetan hat. „Ehre Vater und Mutter,“ das ist so eine alte, dumme Rede, die nach einer alten Sage Moses vom Sinai heruntergebracht haben soll; aber mit diesen Fabeln und Flausen wird jetzt aufgeräumt: „Eine neue Tafel stelle ich über euch: gut machen sollt ihr, daß ihr eurer Väter Kinder seid!“ So heißt es bei uns, so lehrt uns Zarathustra. Also, ans Werk! Ich muß mir bloß noch erst den „Mann für die Vaterschaft erziehen,“ wie Ellen Key so wahr sagt (S. 105). Denn mit den Männern unserer Zeit ist freilich auch nicht viel Staat zu machen.

Wer liest das Buch vom „Jahrhundert des Kindes“, das in ein paar Jahren in 22 000 Exemplaren, wie es das Titelblatt

rühmt, in der deutschen Ausgabe verkauft worden ist? Ich weiß es nicht; daß Männer es lesen, glaube ich nicht; bleiben die höheren Töchter. In der Tat, ich denke mir, daß es so ziemlich durch die Hände aller Backfische Berlins gegangen sein wird. Wer sollte auch sonst imstande sein, dieses Gemisch von wohlmeinender Trivialität, schwungvoller Beredsamkeit, maßlosen Anklagen, kritikloser Kritik, unverdauten Lesefrüchten aus allen Modernen, dissoluter Dünkelei und Meinerei, mit Zwischenreden des gesunden Menschenverstandes zu lesen, in dem jeder Satz wider den andern ist, die Forderungen des extremsten Individualismus friedlich neben sozialistischen Ideen stehen; denn Nietzsche ist modern, August Bebel ist aber auch modern: die Schulen und Kindergärten sind der Fluch der Menschheit, denn sie vernichten die individuelle Erziehung durch die Mutter; aber die jungen Mädchen müssen alle eine von der Gesellschaft organisierte Dienstzeit der Kinderpflege und -Erziehung durchmachen, um mit pädagogischer Normalweisheit getränkt zu werden. Wer in der Welt, frage ich, sollte ein solches Buch zu lesen aushalten, ausgenommen die vereinigten Backfische von Berlin?

Wie Ellen Keys Schriften von den Backfischen, so werden L. Gurlitts Bücher und Reden und Aufsätze von allen Untersekundanern im Deutschen Reich, auch solchen, die schon das Bakkalaureusalter hinter sich haben, verschlungen. Sie werden ungefähr dasselbe daraus lernen: unsre Lehrer sind arme alte Tröpfe, öde Pflichtbanausen, Männer ohne Kraft und Selbständigkeit, bloße Puppen, die am Draht des Reglements bewegt werden. Wie sollten sie imstande sein, uns den Weg zur Zukunft zu zeigen? Wissen sie doch selbst nur von der Vergangenheit, vom ewig Gestrigen, von Griechenland und Rom; was können solche Leute modernen Geistern, wie sie in uns heranwachsen, bieten? Und unsre Väter, nun, man spricht nicht gern davon, aber daß sie sich solche Schule gefallen lassen, daß sie diese Dinge noch ernst

nehmen, das allein ist doch ein bedenkliches Zeichen für ihre Urteilsfähigkeit. Freilich, das Alter macht stumpf, so war es von jeher. Und so hat im Grunde jener Treffliche, er ist aus dem Faust bekannt, wohl so unrecht nicht:

Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen.

Durch tausend Kanäle fließen derartige Empfindungen und Betrachtungen der heutigen Jugend zu: man liest sie in Broschüren und Romanen, man sieht die Typen dazu inkorporiert auf der Bühne, man kann kein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, das nicht in eigenen Artikeln oder Berichten aus Reden und Versammlungen weiblicher und männlicher Reformer die dringende Notwendigkeit einer vollständigen Reform der Schule und Erziehung behandelte, vor allem und zuerst den gänzlichen Abbruch des völlig verrotteten Alten als unbedingte Pflicht hinstellte. Überall ist von den Rechten und Ansprüchen des heranwachsenden Geschlechts die Rede, von seinen Pflichten darf im Jahrhundert des Kindes überhaupt nicht gesprochen werden. In der Tat, es ist der Jugend in unsrer Zeit nicht leicht gemacht, das innere Gleichgewicht zu bewahren und zu den alten Autoritäten, die nun doch einmal die äußere Stellung noch inne haben, das rechte Verhältnis zu finden. Es ist verständlich, wenn sie vielfach, von dem Recht der Jugend und der Verblödung des Alters durch ihre neuen Autoritäten überzeugt, zähneknirschend das Joch trägt und den Tag herbeisehnt, wo sie es abwerfen kann.

Aber, das ist nun ein weiterer Umstand, der die Beziehung zwischen den Generationen erschwert und unfriedlich macht: dieser Tag wird durch die äußeren Verhältnisse immer weiter hinausgeschoben. Früher ging man mit sechzehn, siebzehn Jahren auf die Universität, jetzt sitzt man bis zwanzig und darüber auf der Schulbank und muß sich einer Schulzucht, die auch für

Zehnjährige gilt, fügen. Früher hatte man mit zwanzig Jahren das Universitätsstudium absolviert und trat ins Leben und vor neue praktische Aufgaben, und sei es auch zunächst nur als Erzieher und Hofmeister. Jetzt ist man mit fünfundzwanzig Jahren noch Student, und die Selbständigkeit erreicht man kaum mit dreißig; vielfach dauert die Abhängigkeit vom väterlichen Geldbeutel bis an die Grenze der ersten grauen Haare. Es ist wohl der schwerste Übelstand, der aus der bei uns chronischen Überfüllung der gelehrten Berufe entspringt. Wie sollte nicht diese so weit über die natürlichen Grenzen hinaus dauernde Abhängigkeit bitter gefühlt werden? Wie sollte nicht der überalte Schüler und der überalte Kandidat mit Gott und der Welt und vor allem mit den Autoritäten hadern? In den Jahren, wo man seine Kräfte am meisten fühlt, wo sie am dringendsten der Übung an bedeutenden Aufgaben bedürfen, ganz ohne selbständige und selbstverantwortliche Tätigkeit sein, es ist wirklich eine harte Lage, und wohl ist es verständlich, wenn die unbenutzten und niedergehaltenen Kräfte mit revolutionären Gedanken gegen die herrschenden Ordnungen sich auflehnen.

Und noch eins kommt dazu: das im letzten Menschenalter ungeheuer gesteigerte Wohlleben. Es hat in den oberen Schichten der Gesellschaft, und nicht hier allein, zu einer Verweichlichung auch der Jugenderziehung geführt, die mit Willensschwäche gebüßt wird, gebüßt von den so Erzogenen. Wer in den Knabenjahren strenge gehalten oder in engen Verhältnissen aufgewachsen war, wie es für den größten Teil der Studierenden des achtzehnten und noch der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zutraf, der biß, wenn ihn nun auch das Leben einstweilen noch karg hielt, die Zähne zusammen und schlug sich durch. Jetzt fühlt er sich gekränkt und in seinen berechtigtsten Ansprüchen verkürzt. Statt den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, fängt er an zu lamentieren und der Welt mit Klagen und Weltreformplänen lästig zu

fallen. Er redet gern von seinem großen Willen und seinen weitreichenden Absichten, die Einbildungskraft vergrößert ihm die Vorstellung von dem, was er eigentlich zu leisten habe, und leisten könnte, ins Ungemessene; aber er kommt zu nichts als vergeblichen Anläufen, und so verzehren sich seine Kräfte ohne den stählenden Widerstand der Wirklichkeit in sich selbst. Wofür er dann wieder die Welt anschuldigt: sie lasse ihn eben zu nichts kommen. Die Figur solcher hypersthenischen und zugleich lamentablen Neurastheniker ist ja ein rechter Zeittypus. Gerhart Hauptmann hat ihn in den „Einsamen Menschen" gezeichnet, ich weiß nicht, ob in der Absicht, eine Zeitkrankheit zu zeichnen, oder ob er selber in dem Glauben an den großen „Einsamen" befangen ist. Die Jugend aber findet diese blassen, kraft- und blutlosen Gesellen interessant und drapiert sich mit Gefühlen der Dekadence, bis sie wirklich auch von der Krankheit infiziert wird, jener Erkrankung des Selbstbewußtseins, die darin besteht, daß man sich elend fühlt und zugleich auf sein Elend stolz ist.

In der Tat, eine ungesundere Literatur, als sie von der deutschen Jugend gegenwärtig konsumiert wird, hat es zu keiner Zeit gegeben. Das Krankhafte, das Verkehrte, das Perverse, das Fratzenhafte, das Verrückte, natürlich, es hat solches zu allen Zeiten gegeben, aber zu keiner Zeit hat es, als Objekt und Subjekt literarischer Darstellung, eine so große Rolle gespielt, ist es so von aller Welt ernst genommen worden. Zu keiner Zeit sind die Schreier, die Impotenten, die Dekadenten, die ausgeklügelten Originale, die falschen Genies so sehr als die wahren Größen ausgeschrien worden, und zu keiner Zeit stand das Publikum so fassungs- und urteilslos diesen Erscheinungen gegenüber. Leistete das deutsche Volk nicht auf andern Gebieten, auf dem der Wissenschaft, der Technik, des wirtschaftlichen und sozialen Lebens, so Tüchtiges und Hervorragendes — ich wurde gerade, als ich diese Betrachtungen niederschrieb, auf die sozialpolitischen Schriften

und Taten Ernst Abbes in Jena geführt —, es könnte einem schier einmal bedünken, daß es an Gehirnerweichung leide.

Aber, auch das wird vorübergehen. Die Mode, für das Kranke, das Tobende, das Verrückte zu schwärmen, sie wird wie andre Moden ihre Zeit haben. Wir werden wieder nüchtern werden, und dann wird es uns freilich sein wie den Betrogenen in jenem Märchen von dem König, der nichts anhatte, nichts als die von ein paar Schwindlern gewobene Augenverblendung. Wie konnten wir nur von jenen krampfhaft aufgedonnerten Originalen, die durch nichts als durch eine jedesmal neue Verrücktheit ihre Originalität zu beweisen vermochten, uns so hinters Licht führen lassen? Wie konnten wir nur glauben, daß Originalität und Genialität durch Jagd nach dem Andern, dem Befremdlichen sich machen lasse? „Originalität muß man haben, nicht darnach streben", sagt J. Burckhardt.

Und so sehe ich denn überhaupt nicht mutlos in die Zukunft. Auch jene krankhafte Verschiebung im Verhältnis der beiden Generationen zueinander, von der wir ausgingen, wird überwunden werden, so gewiß das deutsche Volk noch eine Zukunft hat. Wenn der Geist des Revolutionarismus, der uns jetzt noch in allen Gliedern spukt, einmal völlig gewichen sein wird, wenn auch das deutsche Volk zu seinen großen Lebensformen in Staat, Kirche und Gesellschaft die normale Haltung wieder gewonnen haben wird, wenn es die Gestaltungen des öffentlichen Lebens so gebildet haben wird, daß es sie als auf seinem eigenen autonomen Vernunftwillen ruhend empfindet, dann wird auch die Jugend das natürliche und normale Verhältnis zu den Autoritäten wiederfinden.

Das Zeichen des freien und innerlich vornehmen Menschen ist nicht ein lautes, aufgeregtes, vordringliches Wesen, sondern der ruhige Selbstbesitz und die sichere Bewegung innerhalb der anerkannten und selbstgezogenen Schranken. Ganz so ist das

Zeichen eines freien und seiner selbst sicheren großen Volkes nicht ein aufbegehrerisches, revolutionistisches Wesen, oder, nach außen gewendet, ein schneidiger, mit Getöse sich darstellender Nationalismus, sondern ein ruhiges Bewußtlein des eigenen Wertes und der inneren Notwendigkeit seiner geltenden Lebensordnungen. Ich zweifle nicht daran, daß das deutsche Volk auf dem Wege ist, diesem Typus eines vornehmen Volkes sich anzunähern, daß es das Kreischende und Schreiende, das auf der Oberfläche des Lebens jetzt noch vielfach sich breit macht, als seinem Wesen und seiner Würde nicht entsprechend ausstoßen wird. Dann wird auch die Jugend die ihr gemäße Lebensform finden. Nicht anspruchsvolle Unbescheidenheit, nicht empfindliche Widerborstigkeit und rücksichtslose Selbstdurchsetzung, sondern ruhige Anerkennung der durch die Sitte und die Natur der Dinge selbst gesetzten Schranken, bei entschlossenem Widerstand gegen unbillige Zumutungen der Willkür, das sind die Kennzeichen des Wohlerzogenen, die Kennzeichen des gentleman.

Der Jugend die Erkenntnis dieses Zieles der Charakterbildung zu erleichtern, ist vor allem eins wichtig: das rechte Maß von Freiheit und Notwendigkeit.

Die Jugend kann der Notwendigkeit nicht entbehren, ja, sie ist von allen Dingen dem Menschen überhaupt das unentbehrlichste. Ohne Notwendigkeit weiß er weder, was er will, noch was er soll; die Notwendigkeit befreit ihn von der schrecklichen Pein der Willkür: das Andre und immer das Andre zu wollen und nie zu etwas zu kommen. Für den Erwachsenen ist es regelmäßig die durch die Gesamtlage gegebene sachliche Notwendigkeit, die seine Willkür einschränkt und seine Tätigkeit bestimmt. Der Jugend fehlt es an dieser Notwendigkeit; sie hat noch keinen Beruf, sie hat noch nicht durch bestimmte Leistungen für nächste Bedürfnisse zu sorgen. An die Stelle der sachlichen Notwendigkeit tritt hier die Nötigung durch den Willen der Erzieher. Und darauf

beruhen im Grunde alle jene Schwierigkeiten und Konflikte zwischen den Generationen. Zwar das Kind nimmt die Nötigung durch den fremden Willen als etwas Selbstverständliches hin. Aber schon im Knaben regt sich der Trieb zur Selbständigkeit, der dann im Jünglingsalter mit Macht hervorbricht und gegen den Willen der Autorität als gegen bloß äußerlich zwingende Willkür reagiert. Hier gilt es nun, die Willkür nach Möglichkeit umzusetzen in sachliche, von der eigenen Vernunft anerkannte Notwendigkeit. Je mehr dem Erzieher das gelingt, desto weniger wird er mit einem leeren revolutionären Widerstreben zu kämpfen haben.

Vielleicht ist es so, daß im Gebiet der Erziehung, der häuslichen und der Schulerziehung, von dem alten absolutistischen System sich bei uns mehr erhalten hat, als mit dem Geist der neuen Zeit verträglich ist, wie wir denn dasselbe auch in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, dem politischen, dem sozialen und dem kirchlichen, nicht allzu selten zu beobachten Gelegenheit haben. Ebenso sind wohl auch im Gebiet der Erziehung Formen des Gebietens und Verbietens zurückgeblieben, die das innere Widerstreben der aus dem Knabenalter längst Herausgetretenen hervorrufen. Ich glaube, die Engländer und Amerikaner sind uns auch in diesem Stücke voraus. Wir sind wohl im Begriff, Veraltetes abzustoßen und neue Formen des Verkehrs auch hier auszubilden, aber es finden sich Überreste und kommen Rückfälle vor, die mit ihren störenden Wirkungen langsam Aufgebautes rasch wieder vernichten. Das konstitutionelle System ist uns noch nicht, ebenso wie den westlichen Germanen, in Fleisch und Blut übergegangen. Unsre östliche Nachbarschaft und ihre Lebensformen treten noch manchmal verwirrend dazwischen, wie im Hause, so in der Schule. Vor allem in der Schule. Ich weiß wohl, es haben sich in den letzten Jahrzehnten hier sehr erfreuliche Wandlungen vollzogen; der altherkömmliche

„östliche" Typus ist in raschem Zurückweichen. Aber, verschwunden ist er noch nicht; auch heute gibt es noch den Schulrat, der nach dem Schema des militärischen Regiments blickend, als gebietender Herr, als Revisor und Richter auftritt, nicht als der geborene, das heißt durch Alter und Einsicht berufene Führer, Vertreter und Berater der Lehrer; gibt es Direktoren und Rektoren, die es als ihre Aufgabe ansehen, nicht ein Kollegium Gleicher zu leiten, sondern unterstellte „Lehrkräfte" zu verwenden und zu kontrollieren. Kein Wunder, wenn diese Form des Regiments sich dann auch auf die Lehrer fortpflanzt und sie die Schüler als Untergebene ansehen und behandeln, die nach Vorschrift bestimmte Dinge zu lernen und zu leisten haben.

Daß dies nicht so sein soll, das ist doch wohl der tiefere und allgemeinere Sinn jener Bestrebungen, der Oberstufe unsrer höheren Lehranstalten eine freiere Gestaltung zu geben. Aus bloß Lernenden selbsttätig Arbeitende, aus bloßen Schülern angehende Studierende zu machen, ist die Absicht. Und hierfür ist offenbar erste Bedingung, daß der Lehrer die Gestalt des vorangehenden, leitenden, beratenden Führers annimmt: mit Aufgeben und Abhören ist die Sache nicht abgetan. Damit ist aber wieder gegeben, daß die Aufsichtsinstanz, die Revisionen und Prüfungen sich dem Zweck anpassen: es können und dürfen nicht schematisch gleiche Leistungen verlangt werden, auch nicht im einzelnen Fach. Selbstverständlich sind die allgemeinen und gleichen Grundlagen, z. B. der grammatischen Kenntnisse, vorauszusetzen; aber auf der Oberstufe und im Abiturientenexamen müssen die besonderen Leistungen der einzelnen in Anschlag gebracht werden.

H. Morsch hat in einem kürzlich erschienenen Buche über das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich darauf hingewiesen, daß die allgemeinen Ordnungen, durch welche die Ver-

hältnisse der Lehrer zu den Vorgesetzten, die Befugnisse der Direktoren und Schulräte festgestellt sind, in Preußen meist aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen. Es war nicht eine der Freiheit und dem konstitutionellen System günstige Zeit; vielfach handelte es sich darum, durch Verwaltungsmaßregeln das neue System nach Möglichkeit unwirksam zu machen. Es ist inzwischen manches anders geworden; und es wäre daher wohl an der Zeit, auch die alten Rechtsnormen im Geiste der neuen Zeit zu erneuern. Vor allem wird die Funktion des Schulrats bei den Reifeprüfungen zu revidieren sein: individuelle Leistungen können natürlich nur durch die Lehrer, die sie im Laufe der letzten Jahre geleitet haben, nach ihrem wirklichen Werte geschätzt werden. Bleibt es dabei, daß am Ende der Schulzeit das gebotene Maß regelrechter Ziegelsteine gebrannt sein muß, dann wird es nichts mit der Freiheit der Oberstufe.

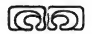
Ich berühre zum Schluß noch einmal das Verhältnis unsres Volkes, besonders unsrer Jugend zur Kirche und zum offiziellen Glauben. Daß es ein unbefriedigendes ist, wird ganz allgemein zugestanden werden. Ich glaube, daß dies wesentlich mit der Gestaltung des Religionsunterrichtes zusammenhängt, wie ihn ebendasselbe Reaktionszeitalter der fünfziger Jahre begründet oder wiederhergestellt hat, wiederhergestellt nämlich auf der Grundlage des 16. Jahrhunderts und seiner Bekenntnisformeln. Daß dieser dogmatische Religionsunterricht völlig versagt, darüber ist nirgends ein Zweifel. Seine Absicht ist die begründete Erkenntnis und Überzeugung von der Wahrheit des Bekenntnisses der Kirche, seine Wirkung ist in weitestem Umfange der Unglaube in der allerentschiedensten Form, die schärfste Feindschaft gegen Bekenntnis und Kirche, ja gegen Christentum und Bibel. Die Ursache liegt auf der Hand: der Religionsunterricht steht völlig isoliert in einer ihm fremdartigen Umgebung; alles hat sich seit dem 16. Jahrhundert gewandelt, unsre kosmologisch-naturwissen-

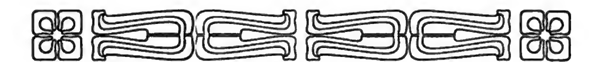
schaftlichen Ansichten und nicht minder unsre Anschauungen vom geschichtlichen Leben der Menschheit. Die Bibel ist uns nicht mehr, wie sie es im 16. Jahrhundert war, die Hauptquelle der Realkenntnisse. Schon unsre Schüler werden angeleitet, die Natur mit den Augen der modernen Naturforschung, die Geschichte mit den Augen der modernen Geschichtsforschung zu betrachten. Kein Wunder, daß sie den Widerspruch fühlen, und daß sie in dem Widerspruch für die moderne und wissenschaftliche Ansicht Partei nehmen. Die Folge ist, daß ihnen die Bibel, die im Religionsunterricht als inspirierte Offenbarung vorgeführt wird, zu einem Fabel- und Lügenbuch und das Bekenntnis zu einem System von Formeln wird, die nur Feigheit oder Heuchelei gelten läßt; in der Sozialdemokratie ist das der sozusagen offizielle Glaube; er ist aber, wie alle Welt weiß, keineswegs auf diese Partei beschränkt. Seine weitere Wirkung ist das allgemeine Mißtrauen, die innere Empörung gegen die Autoritäten überhaupt: man will uns durch Geisteskn echtung zahm und nichtig machen.

Daß dies ein völlig unerträglicher Zustand ist, darüber sollte alle Welt einverstanden sein. Und darum sollte es als eine allerdringendste Forderung allseitig anerkannt werden, durch Umgestaltung des Religionsunterrichts hierin Wandel zu schaffen. Die Religionslehre überhaupt aus der Schule hinauszutun, wie der Radikalismus empfiehlt, würde ich allerdings nicht für die geeignete Maßregel halten; eine eingehende Belehrung über Christentum und Bibel wird schon aus dem Grunde notwendig bleiben, weil ohne Kenntnis dieser Dinge ein Verständnis des geschichtlichen Lebens der europäischen Völkerwelt an keinem Punkt möglich ist. Dann auch aus dem weiteren Grunde, daß eine Belehrung über menschliche, geistige, sittliche Dinge in den Geschichten und Lehren der Bücher des Alten und Neuen Testaments die für uns nächste und zugänglichste Anknüpfung findet. Aber schlechthin notwendig wird eine innere Umwandlung des Unterrichts in

der Absicht sein, daß an Stelle der gebundenen konfessionell-dogmatischen Behandlung eine freie historisch-exegetische tritt. Es muß dem Lehrer und dem Schüler gestattet sein, zu denken und zu sagen, daß es sich hier nicht um absolute, ewige, inspirierte Wahrheiten, vor allem nicht um naturwissenschaftliche und geschichtliche Wahrheiten handelt, sondern um Denkmäler des sittlich-religiösen Lebens der Menschheit, Denkmäler vergangenen Lebens, das einmal wahrste und tiefste Wirklichkeit war, und schon dadurch ehrfürchtige Betrachtung verdient, das aber allerdings keinen Rechtsanspruch hat, unser Eigenleben und Denken zu binden oder zu unterdrücken. Wollen wir Religion, lebendige Religion, sie muß aus unsrem Leben erwachsen. Tote Religion tötet Leben und Glauben, Vertrauen und Ehrfurcht überhaupt.

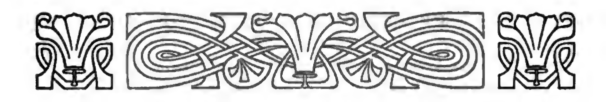
Vortrefflich heißt es bei Fechner in dem Vorwort zum „Zend Avesta“: „Das Ewige kommt zu uns nur in den Schuhen des Zeitlichen und geht unter uns damit und wechselt von Zeit zu Zeit die Schuhe, denn der Fuß wächst im Schreiten und es zerreißt der Schuh. Nun gilt es, wenn die Zeit des Wechsels gekommen ist, nicht den Fuß zu schnüren in den Schuh, sondern ihn daraus zu lösen, so wächst alsbald ein neuer Schuh.“





Schuljammer und Jugend von heute.





In dem großen und, wie es scheint, nie endenden Prozeß: Publikum contra Schule, schwillt heute der Strom der Anklägerberedsamkeit zu einer Hochflut an, wie sie wohl noch nicht da war; schwerlich jemals waren so viele Federn tätig, die Schule, im besonderen die höhere Schule als die tyrannische Mörderin des Glücks und der Eigenart der Jugend zu schelten, unter dem lauten Beifall des alten und jungen Publikums, das die Theater-, Bier- und Schulbänke des Deutschen Reichs füllt.

Schon wiederholt hat W. Münch in diesem Prozeß das Wort genommen, nicht als Anwalt auf einer Seite, auch nicht als Richter, sondern als der wohlwollende Mittler, der den Parteien zuredet, Verständnis füreinander zu haben und sich ertragen zu lernen. In einer früheren Schrift „Zukunftspädagogik" hat er die Klagen des Publikums und seiner Anwälte mit großer Geduld zu Protokoll genommen und mit wohlwollender Aufmerksamkeit, was an Vernunft darin ist, herausgehört und der Beachtung der Lehrer und Schulbehörden empfohlen. In der neuen Schrift: „Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart" liegt der Ton ein wenig mehr auf der anderen Seite: er redet dem Publikum, besonders den Eltern ins Gewissen, die Schwierigkeiten, mit denen die Schule kämpft, nicht zu verkennen, das Gute zu achten, auch die Bestrebungen zum Besseren nicht zu übersehen, die seit Jahren in der Lehrerwelt eifrige Pflege finden. Er warnt davor, der Lust zur Anklage allzu leicht nachzugeben, sie möchte auf der

anderen Seite Verdruß und endlich Verbitterung groß wachsen lassen, nicht zum Vorteil der Schule und der Schüler. Immer in sehr maßvollem Ton, so daß vielleicht bei den Angeklagten einmal die Empfindung sich regen mag: eine entschiedenere Zurückweisung verständnisloser Urteile und ungerechtfertigter Anschuldigungen wäre da und dort am Ort gewesen. Indessen, Münchs Rede ist auf den Ton des Mittlers, nicht auf den des Richters gestimmt; und vielleicht ist es der rechte Ton für den, der Verständigung bewirken will, wo Rechtsentscheidung nicht möglich ist. Non accipit indoctus verba scientiae, nisi prius dixeris, quae versantur in corde ejus: Höre seine Klagen und gib sie ihm wieder, zum Zeichen, daß du ihn verstehst, dann wird er erst für die Gegenrede Gehör haben. Übrigens fehlt es auch nicht ganz an entschiedener Zurückweisung, so wenn es sich um die so gewöhnlichen persönlichen Verdächtigungen der Lehrer handelt, daß sie von egoistischen Interessen oder von persönlichen Zu- und Abneigungen in der Behandlung und Beurteilung der Schüler sich leiten ließen. In der Tat, das Motive suchen und Motive unterschieben ist eine der niederträchtigsten Züge in der menschlichen Natur; und vielleicht hat der Deutsche vor allem Ursache, seiner sich zu erwehren: es ist ein Schandfleck in allen unseren öffentlichen und privaten Verhandlungen.

Den hauptsächlichsten Grund für die gefühlten Beschwerden findet Münch in gewissen allgemeinen Verhältnissen. Nicht in den Lehr- und Prüfungsordnungen als solchen: sie sind in jeder Hinsicht durch die letzten Reformen verbessert und erleichtert; verbessert die Lehrordnungen, vor allem durch die Aufhebung des „Gymnasialmonopols", durch die Öffnung verschiedener Wege, durch die von oben begünstigte Differenzierung der Kurse und die Spezialisierung der Studien nach Begabung und Neigung; erleichtert die Prüfungen, vor allem die Abiturientenprüfung, die ihre Anforderungen beständig herabgesetzt hat,

im besonderen die Anforderungen an gedächtnismäßiges Wissen. Unter den allgemeinen Verhältnissen ist ohne Zweifel ein sehr wirksames Moment das von Münch betonte: die im 19. Jahrhundert durchgeführte Verstaatlichung der höheren Schulen. Bis vor 100 Jahren entlud sich die auch damals vorhandene Unzufriedenheit des Publikums mit der Schule auf die einzelnen Anstalten und Lehrer: man schimpfte über die Unfähigkeit dieses Lehrers, über die Unzulänglichkeit dieser Schule und ihrer Leistungen, und dann sah man sich nach einer besseren Schule mit tüchtigeren Lehrern um. Jetzt sammelt sich alle Unzufriedenheit auf einen Punkt: auf die Schule, die überall gleiche Staatsschule: die offizielle Schulweisheit taugt nichts. Natürlich, die offizielle Pädagogik hat alles geordnet; sie erläßt die allgemeinen Lehr- und Prüfungsordnungen, sie prüft und schult die Lehrer, sie stellt sie an und kontrolliert sie in ihrer gesamten Tätigkeit, sie kontrolliert, examiniert, klassiert und versetzt die einzelnen Schüler, sie überwacht die Schulbücher, die Schreibhefte, die Löschblätter, nichts entgeht ihr, nichts ist ihr zu klein, darum sich zu kümmern. Wenns nun doch nicht geht, wenn der Junge nicht versetzt wird, nun, so ist das offenbar die Schuld dieser Lehrweisheit von oben: sie hat alles gemacht, sie hat den einzelnen die Sache aus der Hand genommen, sie läßt nichts übrig als sich schicken und gehorchen, dann muß sie aber auch für den Erfolg aufkommen! „Die öffentliche Gewalt hat so viel Recht und Vollmacht für sich in Anspruch genommen, daß die Eltern sich im wesentlichen ausgeschaltet fühlen, aus aktiv Beteiligten sind sie passive geworden." Kein Wunder, wer keine Selbsttätigkeit und Verantwortlichkeit hat, der schimpft; das war von jeher so und wird immer so sein: eigene Tätigkeit läßt erst die tausend Begrenzungen und Hemmungen des Wünschenswerten empfinden und in Anschlag bringen. Bei den Passiven entwickeln sich die vagen

Vorstellungen von dem Möglichen ins Grenzenlose: die Schule kann alles, soll alles, lehrt alles, bringt alles mit unfehlbaren Methoden bei und läßt dabei der Persönlichkeit volle Freiheit, gibt der Individualität ihr Recht, wird überhaupt an keinem Punkt durch Forderungen und Einschränkungen den Schülern und Eltern lästig oder auch nur fühlbar. Und wenn nun die Wirklichkeit hinter diesem geträumten Ideal zurückbleibt, so schimpft man, schilt auf das elende Institut, das nicht leistet, was es sollte und offenbar könnte, wenn es nur in den rechten Händen wäre, wenn es nur nach den erleuchteten Ideen des Räsonnierenden reformiert würde. Alle Welt wird unter solchen Verhältnissen zum Schulreformer, alle Welt hat ein unfehlbares Rezept in den Händen, nur diese blinde offizielle Pädagogik weiß weder, was ist, noch was not tut.

Verschärft wird diese allgemeine Unzufriedenheit und Klagesucht durch die Tatsache, daß man seine Kinder nicht bloß um der Bildung willen in die Schule schickt, sondern um sehr realer Berechtigungen willen. Ohne Bildung könnte man ja schließlich leben, aber nicht ohne die „Berechtigungen". Durch sie wird die Bevölkerung selbst klassiert, der Einjährigenschein, das Reifezeugnis, sie bedeuten eine Art offizieller Abstempelung nicht bloß dieses Schülers, sondern der Familien selbst, ob sie zu den „Besitzenden und Gebildeten" gehören oder zur Masse. Daher die Empfindlichkeit jedes Vaters, das Zittern der Mutter, wenn der Termin dieser Klassierung herannaht; daher die Empörung, wenn das Ziel, an das so viel Opfer an Geld und Mühe verwendet worden sind, nicht erreicht wird: die Schule ist schuld; erst hat sie uns hereingelockt, hat uns in gedruckten Übersichten ihrer Berechtigungen alle möglichen Herrlichkeiten in Aussicht gestellt, und nun schickt sie uns mit leeren Händen fort? Empörender Betrug! Und schon jede Nichtversetzung, jedes mißlungene Extemporale macht nervös: ist es nicht ein

Vorbote jenes gefürchteten Ausgangs? Bleibt er noch einmal sitzen, dann wird er am Ende ganz abgeschoben, und die ganze Familie ist vor aller Welt blamiert.

Und damit hängt noch eins zusammen, den Schuljammer voll zu machen: die soziale Auslese der Schüler. Jetzt sind es die besitzenden und wohllebenden Klassen, deren Söhne die höheren Schulen um der Berechtigungen willen füllen. Vor hundert Jahren stammten die meisten aus den beschränkt oder dürftig lebenden Gesellschaftsschichten; der kleine Mittelstand, die Inhaber der spärlich besoldeten akademischen Berufe stellten das Hauptkontingent zu den alten Lateinschulen, Familien, die ihre Knaben kurz zu halten gewöhnt waren und auch in harter Schulzucht keine Beeinträchtigkeit ihrer Persönlichkeit oder ihrer Würde zu erblicken pflegten. Dazu kamen aber auch noch die eigentlich Armen, man denke nur an das Institut der Kurrende, das damals noch von einer Lateinschule unabtrennbar schien, eine Form des öffentlich anerkannten Straßenbettels der Schüler unter Leitung der Lehrer. Inzwischen ist die Schicht der Armenschüler ausgeschieden, dafür ist der Adel und die Bourgeoisie, die damals ihre Söhne in der Regel durch Hofmeister informieren ließen, eingezogen. Nun ist kein Zweifel, daß diese Klassen und ihre Kinder für ein härteres Anfassen durch die Schule sehr viel empfindlicher sind; gewöhnt und die Kinder von klein auf gewöhnend, sich als etwas Besseres zu fühlen, als Glieder des Herrenstandes, erscheint ihnen schon die Behandlung auf dem Fuß der Gleichheit leicht als eine Kränkung. Und dazu kommt nun, daß eben diese Elemente die öffentliche Meinung machen; sie haben Zugang zur Presse, sie sind die stets bereiten Abnehmer für den Schuljammer der Literaten in Romanen und Dramen, sie geben den Ton für die gesellschaftliche Schätzung und Behandlung des Lehrerstandes an. Ich meine, das Zusammen dieser Dinge, die Staatsschule, die alle

Söhne der höheren Gesellschaftsschichten durch den Berechtigungszwang auf ihre Bänke nötigt, muß notwendig eine starke Spannung zwischen Publikum und Schule zu Wege bringen, die in heftigen Klagen und Anklagen gegen die Schule hervorbricht. Der „Schuljammer" ist erklärlich, auch ohne die Annahme, daß die Schüler hart oder schlecht behandelt werden.

Münch hat in seiner Betrachtung die Schüler ausgelassen; er handelt von den Lehrern, den Eltern, den Schulen, aber nicht von den Schülern selbst. Ich denke, auch hier sind Ursachen zu finden, die es ihnen schwerer machen, mit der Schule auszukommen, als es uns Älteren gemacht war. Daß die häusliche Erziehung in dem letzten Menschenalter weichlicher geworden ist, ist mir nicht zweifelhaft; es hängt mit dem rasch steigenden, in allen Bevölkerungsklassen steigenden Wohlleben zusammen: was man sich selber nicht zumutet, harte Anstrengung oder Entbehrung von Genüssen, das kann man der lieben Jugend, den zarten Sprößlingen natürlich auch nicht zumuten; man denke nur an die zum Leben jetzt unentbehrlichen Luxusreisen und Amüsements. Das einfache Gebieten und strenge Gehorchen, wie es im alten Bürger- und Bauernhaus Sitte war, ist im Absterben; Zureden und Nachgeben ist an die Stelle getreten. Ich meine, Bismarck hat einmal die Bemerkung gemacht, daß verzärtelte und verprügelte Generationen aufeinander zu folgen pflegten. Die gegenwärtige Jugend gehört sicherlich nicht zu den verprügelten Generationen, eher zu den verzärtelten. Daß es ihr daher schwerer wird, sich in das Schuljoch zu schicken, ist nicht auffallend. Wir Älteren wurden von allen Seiten in der Anschauung erhalten, daß es an uns liege, wenn wir mit der Schule nicht zurecht kamen. Jetzt wird der Jugend von allen Seiten zugeredet, getrost vorauszusetzen, daß die Schuld des Mißlingens überall zu suchen sei, bei pedantischen Lehrern, bei unvernünftigen Schulordnungen, nur nicht bei ihnen selber.

So hören sie zu Hause, so lesen sie es täglich in Zeitungen und Broschüren, so sehen sie es auf der Bühne oder studieren es in pädagogischen Schriften und Schulromanen. Überall wird ihnen verkündigt: das „Jahrhundert des Kindes“ sei angebrochen, das Jahrhundert, das endlich den „Rechten des Kindes“ Achtung verschaffen und die alte widrige Rede von den Pflichten abtun werde: das Recht auf die „Wahl der Eltern“ das erste Menschenrecht, das Recht auf die „Kritik der Lehrer“ das zweite. Sie hören und lesen von Verbrechen gegen die „Persönlichkeit“ des Kindes, von „Knechtung“ und „Seelenmord“, an der Jugend durch tyrannische Lehrer begangen; „Schülerleichen“, durch die Grausamkeit des Systems oder die Ungerechtigkeit der Lehrer in den Tod getrieben, werden in greller Beleuchtung vorgeführt: was Wunder, wenn ihnen wirr im Kopf wird, und sie sich als Opfer des Systems fühlen. Oder es wird ihnen die Lehre von der Genialität des Kindes gepredigt, von dem Recht der Jugend, sich auszuleben, von der Pflicht, das Joch der Tradition abzuschütteln, die alte Moral zu verachten, die Ehrfurcht vor der Vergangenheit unter das alte Eisen zu werfen, vor nichts Respekt zu haben, als vor dem Gott in der eigenen Brust: ist es ein Wunder, wenn die Lehre ihnen glatt eingeht und sie mit der großen Verachtung alles dessen, was war und was gilt, den Anfang machen? der Verachtung des Christentums, es ist durch die Wissenschaft vernichtet, des Altertums, es ist durch die Moderne überholt, der Lehrer und Eltern: eine langweilige Gesellschaft, die mit der Zeit nicht fortgeschritten ist; wir sind die Zukunft, in uns regt schon der „Übermensch“ die Flügel: warum sollten wir Respekt haben, Respekt vor dem, was längst hätte begraben werden sollen? — Natürlich, etwas von solcher Empfindung, von der Gewißheit, die Zukunft für sich zu haben, war immer in der Jugend; aber niemals ist es so als Theorie auf den Markt gebracht worden, hat es als System die Köpfe

verwirrt, wie in dem Zeitalter des Nietzschetums. Früher war die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang, jetzt gilt die unbändige Verachtung dafür, die Verachtung alles dessen, was nicht das eigene Ich ist oder ihm schmeichelt. Wahrlich, es ist dem jungen Menschen unserer Zeit nicht leicht gemacht, Ehrfurcht zu bewahren und vernünftige Selbsteinschätzung zu lernen.

Ich berühre hier noch eins; es hat noch von einer Stelle her eine Behandlung der Schule stattgefunden, die in den Köpfen der Schüler Verwirrung anzurichten in Gefahr ist, wie sie denn auch von den Literaten des Schuljammers wohl als eine ihren Tendenzen günstige ausgebeutet wird. Kürzlich ging unwidersprochen die Mitteilung durch die Zeitungen, daß Danziger Primaner, denen von ihrem Direktor der Ausfall der Schule wegen des Stapellaufs eines Panzerschiffes versagt worden war, sich mit der telegraphischen Bitte um Schulfreiheit direkt an den Kaiser gewendet hätten, worauf in kürzester Frist durch den Oberpräsidenten der Provinz ein kaiserlicher Befehl zur Freigebung eingetroffen sei. Ich weiß nicht, ob der Vorgang sich so abgespielt hat, und ich habe kein Mittel, es festzustellen, ich will auch über die Zweckmäßigkeit der Anordnung kein Urteil abgeben, vielleicht ist ein solches Schauspiel mit zu erleben für eine Primanerseele wichtiger als eine Horaz- oder Mathematikstunde mehr. Nur auf die Wirkung will ich hinweisen; und hierüber wird kein Zweifel sein können: die Nachricht, die durch die Presse alsbald allen Gymnasiasten des Deutschen Reichs zur Kenntnis gebracht worden ist, ob wahr oder falsch (der Glaube an ihre Wahrheit fand ja übrigens an ähnlichen Vorgängen, Paradeferien u. dgl. Anlehnung), hat ohne Zweifel die Folge, daß in den Augen der Schüler die Schule an Wichtigkeit und die Autorität des Direktors an Geltung verliert. Gewiß ist das nicht die Meinung jener Anordnung gewesen; aber keine Macht der Welt kann verhindern, daß es ihre Wirkung ist:

ein militärisches Schauspiel, so folgert der Primaner, geht den Dingen, die in der Schule getrieben werden, an Wichtigkeit voraus; und die Autorität des Direktors, so folgert er weiter, gilt nur, soweit sie nicht durch Immediateingaben durchkreuzt werden kann. Man stelle sich vor, wie ein ähnliches Vorgehen seitens einer Kompagnie oder einer Schiffsmannschaft beurteilt werden würde, und man empfindet, wie die Schulautorität darunter leiden muß.

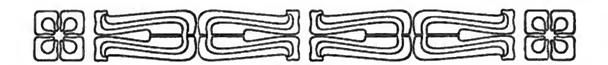
Die Folge all solcher Einflüsse ist, daß die Schüler den Glauben an die Bedeutung der Dinge, die ihnen die Schule zumutet, verlieren. Und das Abbröckeln der Forderungen in Prüfungen und Lehrordnungen wird in demselben Sinne von ihnen gedeutet. Kann die Schule nun doch nicht umhin, ihre Forderungen gegen den einzelnen gelegentlich mit Nachdruck geltend zu machen, so erscheint das als Willkür, und er reagiert dagegen in seinem Kreise mit lauten Klagen und Anklagen, sammelt auch wohl ähnliche Fälle und legt sich ein Repertorium davon an, um sie etwa als alimenta misoscholiae in künftiger Schriftstellerei zu verwerten.

So ist der mißtönende Schuljammer, der unserer Zeit die Ohren füllt, wohl erklärlich. Wie kommen wir aus ihm heraus? Durch vernünftige Betrachtung? Das ist der Weg, den Münch weist; und ich wünsche ihm viele Hörer des Worts: gewiß ist vernünftige Überlegung des Wirklichen und Möglichen ein Mittel, über die blinden Affekturteile hinauszukommen. Freilich, der Leidenschaft in tobender Beredsamkeit nachzugeben, entspricht der natürlichen Neigung des Menschen mehr, es sieht nach Mut und Kraft aus, vor allem empfindet der Neurastheniker derartige Entladung als Kraftäußerung; und welche Zeit hätte neurasthenischer Beredsamkeit, bis zur ausdrücklichen Wegwerfung der Vernunft, mehr nachgegeben oder williger das Ohr geliehen als die Gegenwart? Oder durch weitere Schulreformen? Durch die in Aussicht genommene größere Freiheit

des Studienbetriebs auf der Oberstufe? Ich wünsche diesen Bestrebungen von Herzen allen Erfolg, und ich glaube auch, daß sie auf das Verhältnis der tüchtigsten und besten Schüler zur Schule günstig einwirken werden: die begabten, besonders die einseitig begabten und mit ihrem Interesse einem bestimmten Ziel mit Entschiedenheit zugewendeten Schüler werden dabei gewinnen. Aber den Schuljammer des Publikums werden sie schwerlich stillen: gerade für die Mittelmäßigen, die Trägen, die Berechtigungsjäger, die mit Mühe von Klasse zu Klasse geschoben werden, wird dadurch gar nichts gewonnen sein, im Gegenteil, sie werden ihre Nichthergehörigkeit noch bitterer fühlen.

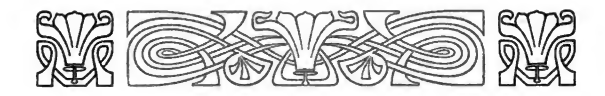
Oder wird ein Umschlag, eine paradoxe Wendung erfolgen? Wird eben die Generation, um derentwillen jetzt all die Lamentationen ertönen, des ewigen Schuljammers müde werden und die Ohren vor ihm verschließen? Sollte am Ende Bismarck recht haben: daß verzärtelte Generationen ihren Nachwuchs zu verprügeln neigen und so eine Art ausgleichender Gegenwirkung üben? Auch das ist nicht unmöglich; plötzliche Umschläge von dieser Art sind dem geschichtlichen Leben nichts Fremdes, so wenig als dem Einzelleben. Als alle Welt den „ewigen Frieden" erwartete, brach das Zeitalter der großen Napoleonischen Kriege herein, jener Kriege, die den Krieg erst populär gemacht haben. Wer weiß, ob es mit dem uns jetzt prophezeiten „Jahrhundert des Kindes" nicht ähnlich geht. Wenn seine Propheten noch eine Weile die Ohren mit ihren weinerlichen Betrachtungen und süßlichen Anpreisungen gefüllt haben, tritt am Ende auch hier die Reaktion ein, und die Weisheit Zelter-Goethes kommt wieder zu Ehren. „Lerne gehorchen," hatte Zelter dem Enkel Goethes ins Stammbuch geschrieben, und Goethe, als er das Buch durchblätternd unter viel sentimentaler Beredsamkeit dies Wort erblickte, rief aus: das ist doch das einzig Vernünftige in dem ganzen Wust.





Die sexuelle Moral in G. Frenssens „Hilligenlei“.





Künstler und Poeten pflegen die Beurteilung ihrer Werke aus dem Standpunkt der Moral zurückzuweisen; das Schöne und die Kunst hätten ihr eigenes Gesetz; ihre Werke dem Urteil der Moral zu unterwerfen, bedeute die ungehörige Einmischung eines der Sache fremden Gesichtspunktes. Ich lasse Recht und Unrecht des allgemeinen Grundsatzes hier dahingestellt; wenn aber der Dichter sich selbst als Morallehrer auftut, dann unterwirft er sich der Prüfung seiner Lehre auf ihre Wahrheit. Und in diesem Falle ist der Dichter von „Hilligenlei", wie in anderen Stücken so in der Frage der sexuellen Moral.

Das tritt am schärfsten an einer Stelle hervor, dem Kapitel, worin Anna Bojes Liebesverhältnis mit dem „Mann vom Heckenweg" behandelt wird. Frenssen fällt hier aus der Rolle des Dichters in die Rolle des Predigers, und zwar des Predigers der freien Liebe: er lehrt nicht nur die Unwiderstehlichkeit des Geschlechtstriebes, und zwar bei gesunden jungen Mädchen, er predigt auch das Recht des Naturtriebes gegen die Sitte.

Daß es so ist, daß es sich nicht um Darstellung eines aus künstlerischem Gesichtspunkt Notwendigen, sondern um die Einschaltung eines Lehrstückes handelt, geht aus Form und Inhalt aufs deutlichste hervor. Die kurze Liebesaffaire Anna Bojes mit dem „Manne vom Heckenweg" fällt vollständig aus dem Rahmen der Erzählung heraus; es ist eine durch keinerlei poetische Notwendigkeit geforderte Episode. Wenn man das dreizehnte

Kapitel aus dem Roman striche, so würde keinem Leser eine Lücke merklich werden; wenn die Blätter durch eine fürsorgliche Zensur, wie sie in Rußland heimisch ist, geschwärzt würden, könnte kein philologischer Scharfsinn sie aus dem Früheren oder Nachfolgenden ergänzen. Der Dichter hat diesen unorganischen Charakter der Episode selbst auf das stärkste betont: der Mann, mit dem Anna Boje sieben Wochen in Liebe lebt, wird nicht einmal mit einem Namen genannt, er bleibt für den Leser eine anonyme Existenz: „der Mann vom Heckenweg". Wir erfahren nur, daß er zu Hause eine kranke Frau und zwei Kinder hat; sein Leben und seine Schicksale sind auf keine Weise mit dem Leben des Kreises verflochten, in dem der Roman spielt. Das Liebesverhältnis hinterläßt auch keinerlei Spuren, es hat keine natürlichen und keine sittlichen Folgen im Leben der Heldin: der „Heckenmann" verschwindet überhaupt sogleich wieder aus dem Gesichtskreis des Lesers, und Anna Boje verheiratet sich bald nachher mit dem ihr von der Natur und dem Dichter von klein auf zugedachten Manne; in ihrer glücklichen Ehe deutet gar nichts darauf hin, daß sie kurz zuvor in längerem ehebrecherischen Verkehr (denn anders kann doch nach allem das Verhältnis schlechterdings nicht verstanden werden) mit einem andern gelebt hat.

Wozu diese Episode? Der Dichter läßt uns darüber nicht im Zweifel: um daran eine Lehre zu illustrieren, seine Lehre nämlich von der Unwiderstehlichkeit und dem Rechte des sinnlichen Triebes. Nachdem er den „Fall" konstruiert hat, reflektiert er darüber und gibt sein Urteil über diese Liebe ab, es dreimal unterstreichend: „sieben heilige, nein, unheilige, nein, heilige Wochen," so sagt er, als Urteiler sich selbst daneben stellend und diese Worte nochmals wiederholend: in dem Streite zwischen Natur und Sitte behält die Natur das letzte Wort: eine „heilige" Liebe, diese lediglich auf dem sinnlichen Wohlgefallen aneinander gegründete Liebe der Jungfrau Anna, die es nicht mehr aushalten kann,

Jungfrau zu sein, zu dem gesunden Manne einer kranken Frau. Und als ob der Dichter fürchtete, daß der Leser dieses Urteil, trotz des dreimaligen Unterstreichens, noch übersehen könnte, läßt er dann noch zuerst in einer Mädchengesellschaft die Sache diskutieren: die gesunden und kraftvollen Naturen können nicht anders, darin kommen die gesunden und kraftvollen unter den Mädchen völlig überein. Und zuletzt wird noch der alte Lebensphilosoph Kassen Wedderkop zitiert und muß die über die Trennung betrübte Anna und den Leser also belehren: „Die bürgerliche Sitte ist die große Mörderin, die mordet dir und vielen deiner Schwestern die Jugend"; und als Anna ihm ihr Erlebnis mitteilt, äußert er sich darüber: „Die Natur ist gewaltiger als die Sitte, Gott sei Dank; und die Liebe ist stärker als der Tod; dafür sei Gott auch Dank." Und tröstet sie dann: „Du bist erst dreiundzwanzig, es kommt noch ein ernster und tüchtiger Mann und begehrt dich." Und Anna geht getröstet von dannen: „Dann will ich noch eine Zeitlang Vertrauen haben!" Damit schließt das dreizehnte Kapitel; das vierzehnte bringt dann wirklich den Freier, Pe Ontjes Lau, den Steuermann, der denn glücklicherweise nicht das vorangegangene Kapitel zu lesen kriegt: er erfährt keine Silbe davon und keine Erinnerung stört das neue Glück.

So dieses lehrhafte Kapitel. Ich meine, stärker und ausdrücklicher konnte sich der Dichter zur Lehre von dem „Recht der freien Liebe" nicht bekennen; es ist ein zum Zwecke frei erfundener Fall, an dem er einen Grundsatz demonstriert, den Grundsatz, den Anna Boje dann, als sie auf dem Wege zu dem rechten Bräutigam ist, so ausspricht: „Wem bin ich Rechenschaft schuldig über das, was ich mit meinem Leib gemacht habe? ich, ein freier, gesunder, erwachsener Mensch? hab' ich ihn erniedrigt? hab' ich ihn schmutzig gemacht? hab' ich etwas Unnatürliches oder Unreines getan? Ich bin darob guter Dinge". Und dann wäscht sie vor den Augen des Lesers ihre „starken geraden

Beine" und das übrige, besieht sich dabei „immerfort scharf im Spiegel" und drückt ihre Genugtuung darüber aus, daß diesen Leib kein Mensch gesehen habe, seitdem die Mutter ihn zum letztenmal badete. Welcher Ruhm denn freilich dadurch ein wenig geschmälert wird, daß der Heckenmann, vor dem sie auf der Waldwiese tanzt, durch die dünnen Kleider ihre süßen Glieder zu sehen bekennt. —

Ich bin nicht ängstlich, wenn das Gebiet des Sinnlichen berührt wird, und gar kein Freund der Prüderie; solange der Dichter darstellt, was ist, ist er in seinem Recht und hat keine Pflicht, als die der poetischen Wahrheit; daß Dinge in einem Roman vorkommen, von denen wir, wenn sie in der Wirklichkeit vorkommen, sagen, daß sie nicht vorkommen sollten, ist kein Vorwurf für den Dichter. Wenn er aber solche Dinge nicht bloß mit ihrer inneren Notwendigkeit und mit ihren notwendigen Wirkungen darstellt, wenn er sie ausdrücklich als unbedenkliche und rechtschaffene hinstellt und dazu die Wirkungen, die sie der Natur der Sache nach haben, unterdrückt, dann hört er auf, Dichter zu sein, dann wird er Moralist, und es ist das Recht der Lesers, diese Moral zu prüfen und zu verwerfen.

Ich kann nun nicht umhin, diesen Abstecher des Dichters in das Gebiet der Moral als eine fast unglaubliche Entgleisung zu betrachten, eine Entgleisung in ethischer Hinsicht, wie man sie dem Verfasser des „Jörn Uhl" und „Hilligenlei" nicht zutrauen sollte, eine Entgleisung übrigens auch in ästhetischer Absicht.

Über das letztere zuerst ein Wort. Die „moralische" Geschichte von Anna Bojes Liebe zum „Heckenmann" ist nicht bloß eine völlig überflüssige Episode in der Dichtung, sie ist auch eine „Episode" in ihrem Leben, die man eigentlich nur als eine pathologische, eine zeitweilige Bewußtseinsstörung verstehen kann. Anna Boje wird uns sonst durch das ganze Buch als ein reines,

kraftvolles, stolzes, überlegenes Weib geschildert. Daß ein solches Mädchen das „Sitzenbleiben“ als eine Schmach empfindet, daß auch ihre natürlichen Triebe dagegen sich auflehnen, daß sie Sehnsucht nach einem starken und stolzen Gatten empfindet, ist in der Ordnung. Auch daß sie dem ererbten heißen Blut nachgibt, daß sie etwa, wie ihre Mutter, einem Freier gewährte, was die „Sitte“ nur dem Gatten eingeräumt wissen will, wäre weder unverständlich noch in der Dichtung bedenklich. Dagegen, daß sie einem verheirateten Mann, dem Unglücksmann vom Heckenweg mit der kranken Frau und den Kindern, soweit entgegenkommt, daß sie seine Begierde erregt und ihr Ziel erreichen läßt, ist schon schwer verständlich: vermutlich würden die Landsmänninen der Anna Boje, die wirklichen, nicht die hier im Roman zur Diskussion des Problems versammelten, gesagt haben: Anna Boje sei mannstoll geworden und habe sich mit irgend einem, der ihr über den Weg lief, weggeworfen. Daß sie aber nachher selbst in der bezeichneten Weise über die Sache reflektiert, daß sie in keiner Weise etwas Bedenkliches darin findet, das ist völlig unverständlich. So mag ein hysterisches Geschöpf empfinden und denken, die starke, gesunde, stolze und reine Anna Boje könnte die Sache nur als eine schmähliche Niederlage ihres eigentlichen Selbst, als ein unglückseligstes Ereignis, das in einer dunklen Stunde geschwächten Willens über sie gekommen sei, mit brennender Scham empfinden; sie könnte dem Jugendgeliebten, dem Steuermann, nicht mit freudiger Zuversicht entgegenkommen, sondern nur mit Angst und Beben vor ihm sich zurückziehen. Sie verlangt von ihm, daß sie stets auf ihn müsse stolz sein können, sonst könne sie ihn nicht lieben. Und sie sollte von sich nicht verlangen, daß ihr Mann auch auf sie stolz zu sein immer ein Recht habe? Sie sollte es ertragen, ihn dem Schimpf ausgesetzt zu wissen, der Mann einer Frau zu sein, die früher auf „Heckenwegen“ Bekannt-

schaften mit Männern gesucht und gefunden habe? Das begreife, wer es vermag; ich kann darin nur einen unbegreiflichen Fehlgriff des Dichters in der Charakteristik einer Hauptperson seiner Dichtung sehen: eine psychologische und ästhetische Unmöglichkeit.

Sodann aber die Entgleisung in ethischer Hinsicht. Will der Dichter des „Hilligenlei“ wirklich derartige Liebesverhältnisse nicht nur als wirklich vorkommende, sondern als normale, als wenigstens unter den gegenwärtigen Umständen gerechtfertigte hinstellen? Hat nach seiner Ansicht das Mädchen sich nichts vergeben? Hat die Frau des Steuermanns nichts zu bereuen? Kann sie stolz und frei vor ihrem Mann, vor jener kranken Frau, deren Tod sie herbeisehnt, kann sie offen vor aller Welt sich zu dem Grundsatz bekennen: mit meinem Leib kann ich, kann ein freier, erwachsener Mensch machen, was er will? Frenssen weist durch seinen Philosophen Kassen Wedderkop auf die bürgerlichen Verhältnisse der Gegenwart hin: sie widersprächen der Natur und brächten die Jugend um das ihr von der Natur zugedachte Glück. Gewiß, die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft bringen an diesem Punkt starke und bedrückende Einschnürung der Natur mit sich; es ist viel „heiße Not“, um von Frenssens Lieblingswörtern eines zu gebrauchen, vorhanden; übrigens nicht erst seit heute und gestern: die Not war auch Kant schon bekannt; er handelt über diesen Punkt in seiner Erziehungslehre und führt darauf die schweren und verderblichen Laster zurück, unter denen das Menschengeschlecht am meisten seufzt. Ob seit den Tagen Kants die Not gestiegen ist? Vielleicht ist es so, obwohl die ewigen Kandidaten und die „unversorgten“ Töchter auch jener Zeit nicht unbekannt waren. Sicher aber ist es, daß die Not nicht auf dem Wege geheilt werden kann, den Anna Boje geht. Nur durch eine große Veränderung aller gesellschaftlichen Verhältnisse könnte sie nicht aufgehoben, aber gemildert werden. Aufgehoben werden kann

sie überhaupt nicht; sie ist so alt, als das Menschengeschlecht oder mindestens als die Anfänge der Zivilisation: es hat keine Zeit, von der wir wissen, gegeben, wo die Eingehung der Ehe regelmäßig mit der Entwicklung zur Pubertät zusammenfiel. Auch bei den Naturvölkern ist es nicht der Fall; sie helfen sich, indem die Sitte dort den geschlechtlichen Verkehr der jungen Leute vor der Ehe freigibt. Erst nach Eingehung der Ehe hört das freie Liebesleben auf. Will uns der Dichter des „Hilligenlei" zu der Sitte der Samojeden und Samoaner zurückführen? Glaubt er wirklich, daß auf diesem Wege, bis die große Gesellschaftsform, von der in unserem Roman auch die Rede ist, herbeigeführt sein wird, der Not der Jugend provisorisch abzuhelfen sei?

Ich glaube es nicht, und ich kann mich nicht überzeugen, daß Frenssen es wirklich glaubt; es kann nur eine Entgleisung seines Denkens sein, die durch das lebhafte Empfinden jener Not herbeigeführt worden ist, herbeigeführt etwa unter dem Einflusse der Antimoralrethorik Nietzsches, die ja gegenwärtig überall umgeht. Im Grunde kann er doch wohl auch nicht anders denken, als daß die steigende Zivilisation hier wie überall neue und steigende Forderungen an die Selbstdisziplin stellt, steigende Ansprüche an die Beschränkung des sinnlichen Trieblebens durch den vernünftigen Willen, der das Leben durch Zwecke und Ideen bestimmt. Die gesamte Tendenz des Romans, und es ist ja ganz und gar ein Tendenzroman, geht doch darauf aus, Menschen zu zeigen, die ein erhöhtes Leben, einen neuen, großen, geistig-sittlichen Lebensinhalt suchen, und durch das Bild dieser Menschen auch in dem Leser ein Suchen nach dem „heiligen Land" zu entzünden. Die Tendenz ist so deutlich, daß der Roman schließlich in der Erzählung des Lebens Jesu durch Kai Jans geradezu in das Lehrhafte übergeht: Jesus, der große Pfadfinder zum heiligen Land, das diese Menschen suchen.

Wenn Frenssen auch kein Theologe sein will, wenn es auch seine Absicht ist, das Charakterbild Jesu von der Übermalung durch die Theologen zu reinigen, so weit kann seine Ansicht über Jesus und die „Gottesherrschaft", die er ankündigt, von der alten Deutung nicht abweichen, daß er in ihm den Propheten der Emanzipation des Fleisches sieht. Freilich kommt auch in der „Geschichte Jesu", die Kai Jans im Namen des Verfassers schreibt, eine etwas bedenkliche Wendung vor; dem Weib, das viel gesündigt hat und Jesu Füße mit ihren Tränen badet und ihrem Haar trocknet, sagt hier der Heiland: Gott hat dich lieb, so wie du bist; behalt ihn lieb, „auch wenn du dich aus deiner Sünde nicht herausfindest", ein Zusatz, den man bisher anders las: Geh' hin und sündige hinfort nicht mehr. Aber Frenssen weiß auch das; er kennt auch die Stelle: wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen; ob von dem Weib, das den Mann mit Augen der Begierde ansieht, nicht dasselbe gilt? Er redet auch davon, daß Jesus das Weib erhoben und die Ehe geheiligt habe: „Ehe heißt eins fürs ganze Leben." Er weiß endlich: „Wer mir nachfolgen will, der soll wilde, fleischliche Gedanken lassen und mit mir gehen zu Leben oder Tod, Sieg oder Untergang."

Nun, ist es ihm hiermit Ernst, kann Kai Jans die Geschichte Jesu nicht einmal „lachend erzählen", so wird es auch nicht möglich sein, den Weg lachend zu gehen, den Jesus gegangen ist. Ein Glück wird auch auf dem Wege zu finden sein, aber nicht das Glück, das in der Befriedigung aller sinnlichen Triebe besteht. Will Frenssen, wie er doch auf allen Seiten dieses Romans bekennt, dem deutschen Volk und besonders seiner Jugend ein Führer zum „heiligen Land" sein, will er es herausführen aus der Gemeinheit und Trivialität des Hilligenleier Durchschnittslebens, dann sollte er darüber keinen Zweifel aufkommen lassen: Disziplin der Begierden, Selbstzucht durch den

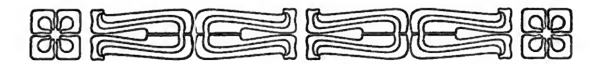
Willen ist die erste Bedingung für den Eingang in dies Land. Wer sich seinen Trieben überläßt, auch an sich gesunden Trieben, wer dem Glück nachgeht, das Anna Boje sich am „Heckenweg" verschafft, der ist nicht auf dem Wege zur Erhöhung seines Selbst, nicht auf dem Wege zur Erhöhung der Menschheit. Auch ist es nicht der Weg zur Freiheit, sondern vielmehr der Weg zur Knechtschaft. Spinoza, ein Mann freien Geistes, der auch mit dem Glauben und der Sitte seinen Kampf gekämpft hat, lehrt so: Frei ist der Mensch, der sein Leben durch den vernünftigen Willen bestimmt; Knecht ist der, der den Affekten, den Naturtrieben blindlings folgt. —

Nicht als Gegner Frenssens habe ich diese Zeilen geschrieben; ich schätze ihn und freue mich des Erfolges so ernster Bücher. Ich glaube, er hat dem deutschen Volk und der deutschen Jugend etwas zu sagen; sein Jörn Uhl ist ein echter und starker Mann, ein Mann, der sich gegen harte Verhältnisse und schwere Schicksale als ein rechtschaffener Kämpfer bewährt, und so ist sein Kai Jans ein wahrhafter Gottsucher, der wohl auch manchem anderen ein Helfer sein kann, ihn zu finden. Auch seine Frauengestalten sind „bodenständige", eigenartige und kräftige Wesen. Aber das Kapitel von Anna Bojes Liebe zu dem Mann vom Heckenweg und der Anfang des folgenden Kapitels, der den Leser nochmals mit Anna Bojes Lüsternheit ängstigt und eine Wiederholung des eben erlebten Abenteuers zu Lande in einem gleichen Abenteuer zu Wasser in Aussicht zu stellen scheint, wirkt wie ein häßlicher Fleck auf einer reinlichen Radierung. Er sollte beides in einer neuen Bearbeitung, die denn auch sonst zu Retouchierarbeit Gelegenheit geben würde, einfach ausstreichen.

Oder ist ein „moderner" Roman nicht ohne solche Zutat möglich? Fehlt ihm etwas zur Vollkommenheit, wenn er nicht wenigstens irgendwo gegen die Sitte verstößt und die

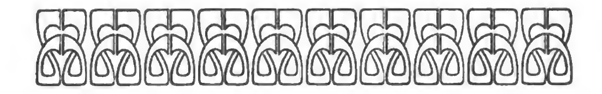
Moral beschimpft, die „tantenhafte Moral", die den Weg zum Glück wehrt? Muß man sich als „moralinfrei" erweisen, um sich heutzutage mit Anstand als Schriftsteller sehen lassen zu können? Nun, die bürgerliche Sitte von Deutschland-Hilligenlei deckt gewiß viel Unheiliges, und es wird gerechtfertigt sein, auch hiervon zu reden. Aber im Samojedenland liegt das wahre „Hilligenlei" darum nicht. Wer den Weg zum heiligen Land, zum Land der „Herrschaft Gottes" weisen will, wird nicht damit anfangen dürfen, daß er die alte Tafel des sechsten Gebotes niederreißt: sie ist an einem Pfad als Warnungstafel aufgerichtet, der, so sonnig lachend er zunächst vor Augen zu liegen scheint, bald abwärts und zuletzt ins Verderben führt.





Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit.





Erster Artikel.

Es ist, als ob alle Dämonen im Augenblick losgelassen wären, den Boden des deutschen Volkslebens zu verwüsten. In geschäftsmäßigem Großbetrieb wird unter dem Titel des Problems der „Homosexualität“ die Sache eines abscheulichen Lasters geführt, als ob es sich um eine gleichberechtigte Spielart des Geschlechtslebens handle. Rasende Weiber verkünden in Traktaten und Romanen das „Recht auf Mutterschaft“, auch wenn ein Vater für das Kind nicht zu haben sein sollte. Irreredende Poeten predigen reiferen jungen Mädchen die Notwendigkeit und das Recht, sich „am Heckenweg“ einstweilen die Freuden zu suchen, die ihnen sonst vorenthalten bleiben möchten. Fanatische Gläubige der Aufklärung beiderlei Geschlechts fordern mit Ungestüm die Einführung der Jugend in die Geheimnisse des Geschlechtslebens durch naturhistorischen Anschauungsunterricht: es fehlt nur noch der Experimentierkursus. Und daß die „freie Liebe“ bestimmt sei, das System der veralteten, unerträglich gewordenen „Zwangsehe“ zu ersetzen, ist in den Kreisen freier Literaten und unverantwortlicher Politiker längst ausgemachtes Dogma. Wer Deutschland nur aus der Papierwelt kennt, aus seinen Witzblättern, seinen Theaterzugstücken, seinen modernen Romanen, seinen Buchhändlerauslagen, seinen von Männlein und Weiblein gehaltenen und gehörten öffentlichen Vorträgen,

der scheint zu der Meinung kommen zu müssen, daß keine Angelegenheit zurzeit das deutsche Volk mehr interessiere als die Frage: ob nicht alle die Hemmungen, die Sitte und Recht bisher dem freien Walten des Geschlechtstriebes anlegten, vom Übel und aus der Welt zu schaffen seien?

Es ist eine wahre Erquickung, in solcher Zeit einer Schrift zu begegnen, wie Fr. W. Förster sie soeben veröffentlicht hat.*) Man atmet auf, wie wenn man die Stimme eines Nüchternen unter einem Chorus von Trunkenen hört. Förster hat den Mut, schlecht und recht die Sache der alten Sitte und Sittlichkeit gegen alle jene Exaltierten, Verdrehten, Entgleisten zu führen. Er spricht ernst und kraftvoll, ohne in den Ton salbungsvoller Moralpredigt zu verfallen; er begründet die Heiligkeit der Sitte aus ihrer Notwendigkeit für die Selbsterhaltung eines menschlich-geistigen Lebens; er zeigt, wohin die sich selbst überlassenen Naturtriebe führen: zu jeder Erniedrigung des Weibes, zu jeder Brutalität des Mannes, zuletzt zu jeder Verkehrung der Natur, zu jeder Perversität der Triebe selbst. In der Tat, es gibt keinen Punkt im sittlichen Leben, wo Verfehlungen sich mit so schweren und so sichtbaren Wirkungen am Eigenleben und am Leben anderer rächen.

Wie kommt es, daß trotzdem gerade an diesem Punkt immer wieder am ersten der Skeptizismus gegen die Sitte sich erhebt? In erster Linie wird es der Sophistik des Trieblebens zuzuschreiben sein: nirgends ist der Einfluß der Begierde auf das Urteil größer und verwirrender, nirgends die vernünftige Über-

*) Sexualethik und Sexualpädagogik. Eine Auseinandersetzung mit den Modernen. Kempten und München, 1907, 1 Mk. Ich mache noch auf ein eben erschienenes treffliches Büchlein aufmerksam: Dr. Ludwig Kemmer, Briefe an einen jungen Offizier. München, 1907.

legung leichter aus dem Felde geschlagen. Schopenhauer, der natur- und seelenkundige und gerade auch auf diesem Gebiet an Erfahrungen reiche Philosoph, hat diese Düpierung der Vernunft durch den großen Sophisten, den Geschlechtstrieb, virtuos ans Licht gestellt.

Dann aber kommt, wie ich mit Förster überzeugt bin, ein anderes in Betracht: der herrschende Naturalismus in der Welt- und Lebensanschauung; er führt auch bei sonst einsichtigen Männern zu wunderlichen Entgleisungen des Urteils auf diesem Gebiet. Ist der Mensch nichts als ein System von Naturtrieben, darin allen übrigen Lebewesen gleichend, so ist in der Tat nicht abzusehen, was für eine andere Bestimmung das Leben haben sollte, als die Befriedigung aller Triebe. Und dann wird weiter gelten, gleiches Recht für alle; was dem Nahrungstrieb recht ist, ist dem Geschlechtstrieb billig. Die Bindung des Naturtriebs erscheint von hier aus wie ein der Natur von außen angetaner Zwang; die naturfeindliche Moral des Christentums, so philosophiert der Naturalismus, hat allzu lange durch ein auf allerlei Jenseitsphantasien gegründetes asketisches Lebensideal uns von der Wahrheit und der Natur abgelenkt. Diese Perversität des Urteils zugleich mit den absurden Vorstellungen von einer jenseitigen Welt und einem jenseitigen Leben abzutun, das ist die große Aufgabe unserer durch die Naturwissenschaften erleuchteten Zeit. Umwertung der Werte, so schreit es nun auf allen Gassen; werft es ab, das lebensfeindliche Christentum, das überall tausend Glücksmöglichkeiten im Keim tötet; werft es weg, das dumme Vorurteil, daß die Liebe die Zeremonie der Ehe voraussetze, was haben staatliche und kirchliche Funktionäre mit der Liebe zu tun? Schlagt sie nieder, die abscheuliche Meinung, daß Kinder der Liebe ohne Ehe mit Recht Parias der Gesellschaft sein müßten; sind sie schlechter von der Natur ausgestattet? Im Gegenteil; die „Zwangsehe“ setzt die kümmer-

lichen Krüppelbildungen in die Welt. Und wir, so lassen sich dann andere Stimmen vernehmen, wir „Homosexuellen“, warum sollen wir in der Befriedigung unseres Trieblebens verkürzt werden? Verdienen wir beschimpft und bestraft zu werden? Haben wir unseren Trieben die Richtung gegeben? Man sagt: sie seien pervers. Wer will sich herausnehmen, die Natur zu schelten? Sie bringt die eine wie die andere Art von Trieben hervor. Wie anmaßlich, sich zum Richter über sie aufzuwerfen; wie unbillig, den einen Trieb zugunsten des andern unterdrücken zu wollen.

Eine naturalistische Ethik, die höhere Ziele als die Befriedigung der Naturtriebe nicht kennt, ist gegen solche Argumentationen völlig hilflos. Sagt man: jene Triebe seien abnorm; nun, wird erwidert, der geniale Mensch ist auch abnorm, inkommensurabel, und vielleicht, so gibt man zu verstehen, hangen Genialität und jene Abnormität in der Wurzel zusammen. Daß diese und diese hochstehenden Menschen keine erotischen Neigungen im gewöhnlichen Sinn hatten, deutet darauf hin. Und nun kommen die Wisperungen der Kammerdiener, die Lästerungen der Thersites der Geschichte als Beweise für die Tatsachen und als Bausteine für die Theorie.

Es gibt nur einen Weg, dieser Perversentheorie zu begegnen: daß man sich entschlossen auf einen andern Boden stellt; der Mensch ist nicht ein bloßes Naturwesen, eine eigentümliche Tierspezies. Mag immer die Entwicklungsgeschichte recht haben, daß er im Zusammenhang der Entwicklung des animalischen Lebens entstanden ist: er steht jetzt, wie immer er geworden ist, was er ist, außer der Reihe, er lebt ein anderes Leben als die Tiere, ein geistig-geschichtliches Leben. Und darin liegt seine Bestimmung. Als Vernunftwesen hat er andere und höhere Lebensaufgaben als die Befriedigung der sinnlichen Triebe. Wer das nicht anerkennt, wer mit dem Naturalismus behauptet,

auch der Mensch habe keine höheren Angelegenheiten als die, ut ventri bene sit et iis, quae sub ventri sunt, der erniedrigt die menschliche Natur in sich selbst und gibt sich der Verachtung preis, mit der die Menschheit von jeher den Rückfall in bloß tierisches Dasein empfunden hat. Die naturhistorische Betrachtung mag ihn als atavistische Rückbildung konstruieren, die moralische Betrachtung wird ihn als Mißbildung verwerfen. Und von diesem Werturteil des Gewissens gibt es keine Appellation an eine höhere Instanz.

In diesem Sinn ist in der Tat alle Moral „widernatürlich", sie fordert Einschränkung des sinnlichen Trieblebens durch die Rücksicht auf jenes höhere, geistige Leben. Und das ist das Allgemeingültige und Bleibende in der christlichen Ethik. Mag ihre Gegenstellung gegen die Sinnlichkeit nicht selten Formen angenommen haben, die uns als blinde Feindschaft gegen die Naturgrundlage des Lebens selbst erscheinen, es bleibt in der Tat eine notwendige Aufgabe, den niederen, animalischen Triebwillen durch Übung, durch Askese, dem höheren geistigen Willen zu unterwerfen. Mit Recht betont Förster, daß die alte Kirche um die Moralisierung und Vergeistigung unseres Lebens sich dadurch ein unvergängliches Verdienst erworben habe, daß sie diese Willensdisziplin vor allem sich habe angelegen sein lassen, daß sie in den Heiligen Heroen der Selbstverleugnung erzogen habe. Daß wir von diesem Erbe heute noch zehren, ist auch mir nicht zweifelhaft. Daß wir es im Leichtsinn verzehren, daß wir es durch perverse Theorien verwüsten lassen, das ist in der Tat die große Gefahr. Lassen wir im besonderen die Unzuchtindustrie, die Perversenliteratur, die Verführungskünste einer lüsternen Dichtung und Kunst so fortwuchern, so wird auch von dem Leben des deutschen Volks das Wort gesagt sein: daß die Axt dem Baum an die Wurzel gelegt ist.

Was sollen wir also tun?

Das erste wird sein, daß jeder für sich diese Dinge nicht kaufe, nicht lese und in seinem Kreise nicht dulde, daß er das Reinlichkeitsgefühl in sich und seiner nächsten Umgebung so weit entwickle, um schmutzige Literatur in jeder Gestalt fernzuhalten. Auch auf die Zeitungen hat jedermann es in der Hand, in dieser Absicht einzuwirken: erhielten unsere Redaktionen öfters Zuschriften, die das Befremden des Lesers über häßliche Dinge zum Ausdruck brächten, die in den Mitteilungen oder auch in den Anzeigen sich gefunden hätten, so würde das doch nicht verfehlen, einigen Eindruck zu machen.

Wenn es alle so hielten, so wäre die Sache damit erledigt nach dem Wort Goethes:

Ein jeder kehre vor seiner Tür,
Und rein ist jedes Stadtquartier.

Indessen wird darauf nicht zu rechnen sein; es wird immer Abnehmer und Produzenten jenes Unrats geben. Sollen wir also die Sache einfach hinnehmen, sie auch als einen „blühenden Industriezweig" zulassen? Mir will vorkommen, daß die Reinlichkeitspartei ein wenig zu ängstlich ist, von ihrem Hausrecht Gebrauch zu machen. Denn sie hat ja doch wohl in Deutschland noch das Hausrecht in der Hand. Wir haben uns wirklich durch die liberalistische Angst vor Mißgriffen der Polizei auf diesem Gebiet zu einer Politik des Gehenlassens verführen lassen, die unsere Zukunft mit ernsten Gefahren bedroht. Vor allem ist der Schutz der Unmündigen gegen Infektion mit moralischen Giften eine Pflicht, mit der wir es allzu leicht nehmen. Das englische Volk, das wir um seiner freiheitlichen Gesinnung und seiner freien Institutionen willen bewundern, ist viel weniger ängstlich, unsauberen Geistern mit höchst ernsthaften Mitteln die Tür zu weisen. Man denke an den Fall Oskar Wildes, für den in Deutschland so viel sentimentale Mitleidstränen geflossen sind. Das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Erhaltung der

Wurzeln der Kraft des Volkslebens ist in England lebendiger als bei uns, denen immer noch die Angst vor Zensur und Polizeistock in den Gliedern steckt. Ich will nicht sagen, daß wir nicht Ursache haben, auch nach dieser Seite hin auszuschauen; wir würden aber mit mehr Energie und besserem Gewissen der Freiheit des geistigen Lebens und des künstlerischen Schaffens dienen, wenn wir die Grenzlinien gegen das unsaubere Handwerk und die Schmutzindustrie aller Art sichtbarer machten und ihre Bewachung schärfer anzögen. Der Goethebund zum Beispiel, der vor Jahren bei Gelegenheit der sogenannten Lex Heinze mit so viel Geräusch in Szene gesetzt wurde, und der jetzt so still geworden ist, fast als ob bei uns alles in Ordnung sei, nachdem es gelungen, jenen Gesetzentwurf zu Fall zu bringen, hätte es als eine Verpflichtung empfinden sollen, nicht nur für die Freiheit, sondern zugleich für die Reinlichkeit einzutreten und so den später von v. Leixner gegründeten „Volksbund“ in sich aufzunehmen. Sind es nicht auch Attentate auf unsere Freiheit, die von den Schmutzgewerben und den ihnen dienenden Veröffentlichungen begangen werden? Sind es nicht vor allem Attentate auf die innere Freiheit der heranwachsenden Jugend, die zu Knechten der niedersten Instinkte zu machen, das Geschäft jener Industriellen ist?

Was aber die Aufgabe der Erziehung anlangt, so hat Förster ohne Zweifel wieder recht, daß von der bloßen „Aufklärung“ nicht eben viel zu erwarten ist. Sie mag, im rechten Augenblick von dem rechten Mann geboten, ihren Nutzen haben, wobei denn die Gefahren nicht zu übersehen sind: die Einstellung der Aufmerksamkeit auf diesen Punkt kann auch andere Wirkungen haben. Und nichts Schrecklicheres kann ich mir denken, als „Aufklärung“ durch verdrehte und fanatische „Lehrpersonen“. Das, worauf es hier wesentlich ankommt, ist einerseits Vorbeugung und Verhütung, vor allem auch Behütung vor Infektionen der Einbildung

mit häßlichen und gemeinen Vorstellungen, Entwicklung der Schamhaftigkeit und der Reinlichkeitsgefühle zu instinktiven Sicherungen, endlich Begründung von Willenskräften, die das geistige Selbst gegen das sinnliche Wesen und seine Triebe widerstandsfähig machen. Gewöhnung an Selbstdisziplin, Freude an der Tätigkeit, Abhärtung gegen Anstrengungen, Verachtung der Weichlichkeit, ein stolzes Ideal männlicher Kraft und Rüstigkeit, das sind die Dinge, die, soweit es möglich ist, gegen die Gefahren immun machen, die hier drohen. Sie von langer Hand her zu begründen, ist die Aufgabe der Willensbildung überhaupt; es gibt kein Spezifikum, das man im Moment der Gefahr plötzlich verschreiben könnte.

Ob die Erziehung der Gegenwart dieser Aufgabe gerecht wird? Ich wage es nicht, die Frage zu bejahen; Verwöhnung und Verweichlichung, Verfrühung von Genüssen, Nachgiebigkeit gegen Bequemlichkeit und der Hang zum Müßiggang sind meines Erachtens in allen Kreisen der Bevölkerung größer geworden, als sie es zur Zeit unserer Väter waren. Es hängt mit dem plötzlich über uns gekommenen Reichtum zusammen; was man sich selbst gönnt, wie sollte man es den Kindern versagen? Und dazu kommen dann die Theoretiker der Weichlichkeit, die Prediger der naturalistischen Pädagogik, die Überbürdungsdeklamatoren, die Neurastheniedoktoren: die Kinder schonen, sie nicht nötigen, nicht anstrengen, als welches alles gegen die Natur sei. Ich bin überzeugt, daß nicht ein Hundertstel derer, die durch Mangel an Selbstdisziplin und Willensenergie umkommen, an Überanstrengung zugrunde geht.



Zweiter Artikel.

Mängel und Unterlassungssünden unserer akademischen Bildung.

Der vorstehende kleine Artikel hat mir so viel zustimmende Äußerungen aus allen Teilen Deutschlands eingetragen, daß ich nochmals auf die Sache zurück komme. Es ist offenbar in den weitesten Kreisen gegenwärtig für die wachsende Gefahr, die uns von der Verwilderung der sittlichen Anschauungen auf diesem Gebiet droht, ein starkes Gefühl vorhanden, ein Gefühl auch für die Schmach, die dem deutschen Namen von daher unter den Völkern erwächst.

1. Was die gegenwärtige Lage von allen früheren unterscheidet, das ist nicht das Vorhandensein von Unzucht und Perversität aller Art, sie waren zu allen Zeiten, wenn auch nicht in gleichem Umfang, vorhanden, sondern der Umstand, daß sie öffentlich als eine legitime, von der „Wissenschaft" auch theoretisch gerechtfertigte Lebensbetätigung dargestellt werden. Auf der Bühne und in der Kunst, in der Literatur und in der Presse, in öffentlichen Vorträgen und „wissenschaftlichen" Abhandlungen erscheinen sie als eine wenn nicht normale, so um so mehr interessante Äußerung des geschlechtlichen Trieblebens, die allgemeine Beachtung zu fordern das Recht hat: das Normale ist ja am Ende das Allgemeine und Langweilige; hier haben wir es dagegen mit dem Ausnahmsweisen, mit dem Distinguierten, ja dem Vornehmen zu tun. Dieser Schein, mit dem das Laster aufgeputzt wird, der Schein des Ungemeinen, des künstlerisch und wissenschaftlich Interessanten, der ist es, der unserer Jugend, vor allem auch der Jugend der führenden Klassen gefährlich wird.

Freilich, auch früher blieben ihr Verführungsreden dieser Art nicht erspart. Aber die Hemmungen waren stärker, überkommenes sittlich-religiöses Empfinden und vernünftige Betrachtung. Diese Hemmungen hat unsere Zeit niedergerissen; überall, von allen Großgeistern der Zeit hört die Jugend die gleiche Belehrung: die alte Moral und Religion ist tot, sie ist von der modernen Wissenschaft abgetan; die alten Gebote sind überlebte Aberglaubensartikel, wir wissen jetzt, woher sie stammen: sie sind nichts als Autosuggestionen des gemeinen Bewußtseins, das in ihnen Stimmen aus dem Jenseits zu hören glaubt, aus jener „Hinterwelt", mit der das naturwissenschaftliche Denken der Gegenwart längst aufgeräumt hat. Was bedeuten jene Gebote für freie und große Geister? Mögen die Herdentiere sich durch sie gängeln lassen. Wir, die Aufgeklärten, die Wissenden, wir wissen, was davon zu halten ist. — Von solchen Reden gefangen genommen und wie verzaubert — wer wollte denn nicht zu den erleuchteten und modernen Geistern gehören — ist man dann allen jenen weiteren Zauberkünsten widerstandslos preisgegeben. Verständige Rede gleitet ab, ohne Eindruck zu machen: Philisterweisheit des Alters, was soll sie uns, den Jungen, den Kommenden, denen die Zukunft gehört?

Es ist merkwürdig, ganz der gleiche Vorgang ist schon einmal vor mehr als zweitausend Jahren beobachtet worden, Plato hat ihn bei der athenischen Jugend seinerzeit erlebt, die von ähnlichen sophistischen Reden sich bezaubern ließ: „So ergreifen sie," heißt es im 8. Buch vom Staat, „von der Burg der Seele des Jünglings Besitz, denn sie merken wohl, daß sie völlig leer ist von Wissenschaft, edlen Bestrebungen und wahren Gedanken, wie sie die beste Schutzwache im Geist gottgeliebter Männer sind. Und lügnerische und lose Reden halten hinfort den Platz besetzt, schließen die Tore der Königsburg und lassen keine Hilfsmacht von seinen Angehörigen herein und keine Gesandt-

schaft. Die Scham heißen sie Stumpfsinn und stoßen sie vor die Tür hinaus, die Besonnenheit Mangel an Mut und Mannhaftigkeit, Bescheidenheit und Schlichtheit sind ihnen bäurisches und knechtisches Wesen."

So die damaligen Umwerter der Werte.

Plato findet, wie man sieht, die Ursache dieser Zugänglichkeit für lose, prahlerische, sophistische Reden darin, daß die Köpfe der Jünglinge „leer von edlen Bestrebungen und wahren Gedanken" sind. Und so sieht er denn keine Rettung aus dem Elend als darin, daß die führenden Stände in der Jugend mit wahrer Philosophie erfüllt werden. Die Herrscher müssen Philosophen oder die Philosophen Herrscher werden, sonst ist kein Ende der Irrfahrten des Menschengeschlechts abzusehen.

Ob wir die Ursache der gleichen Erscheinung an eben diesem Punkt zu suchen haben? Mir will es vorkommen. Wenn wir die sogenannte „schöne Literatur" unserer Zeit mit der vergangener Tage vergleichen, so ist der in die Augen fallende Unterschied doch wohl die Abwesenheit großer Gedanken, ihre Ideenarmut. Die Literatur der Aufklärung, des klassischen Zeitalters, ebenso die Literatur der folgenden Periode der politischen Kämpfe, sie alle hatten eine Idee, eine Botschaft an ihre Zeit: Aufklärung, Tugend und Menschenglück, oder Menschenwürde und Ausgestaltung des Selbst zu einer edlen und schönen Persönlichkeit; oder man kämpfte für eine patriotische Idee oder für den liberalen Gedanken. Wofür kämpft die gegenwärtige Literatur? Unsere Romane, unser Theater? Ich weiß es wahrlich nicht zu sagen, es sei denn für die Freiheit des Trieblebens und etwa für eine kümmerliche Vorstellung von Wahrhaftigkeit, nämlich das Gemeine und Schlechte als das Wesentliche und Wirkliche zu sehen und zu zeigen. Ist es nicht eben diese Gedankenarmut, die das deutsche Volk gegenwärtig überall nach den Nachbarvölkern

ausschauen läßt, ob nicht von dorther etwas wie eine Idee zu holen wäre, bei Ibsen etwa oder bei Tolstoi oder auch bei Zola, und sei es nur jene verzerrte Vorstellung von Wahrhaftigkeit und Wissenschaftlichkeit?*)

Doch nicht hierüber wollte ich handeln, von so verhängnisvoller Wirkung für die Gemütsbildung der heutigen Jugend, namentlich auch der weiblichen Jugend, es sein mag, daß ihr durch die Bühne und die Literatur so wenig von „edlen Bestrebungen und wahren Gedanken" zugeführt wird. Dagegen möchte ich auf den gleichen Mangel an einem anderen Punkt hinweisen, nämlich in der akademischen Bildung der führenden Berufsstände. So viel unsere Universitäten in der Förderung wissenschaftlicher Erkenntnis und in der Ausbildung wissenschaftlicher Forscher leisten, die Ausstattung der gelehrten Berufsstände mit leitenden philosophischen Ideen hat damit nicht gleichen Schritt gehalten. Ja, für zwei dieser Berufsstände, die auf die Bildung der sittlichen Anschauungen in den Kreisen der Gebildeten und zuletzt auch der Masse der Bevölkerung großen und beständig steigenden Einfluß haben, fällt philosophische Bildung so gut wie vollständig aus: für die Mediziner und Juristen. Die

*) Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, ist mir ein eben erschienenes Buch des bekannten Ästhetikers Joh. Volkelt in Leipzig zugegangen: „Zwischen Philosophie und Dichtung" (bei Beck, München). Ich möchte den Leser dringend einladen seine Bekanntschaft zu machen. Die beiden letzten Essays behandeln ernst und tief das Problem Dichtung und Sittlichkeit. Der eine zeigt: Kunst und Sittlichkeit nicht ein isolierter, sondern ein dem geistigen Gesamtleben eingeordneter, aus ihm entspringender und auf ihn wirkender und eben darum der Erhöhung dieses Lebens zu dienen bestimmter Lebensinhalt; der andere hält dagegen mit zorniger Entrüstung die Erzeugnisse einiger neumodischer „Poeten", die als wahre Seelenvergifter von der Bühne herab unser Volksleben mit ekelhaften Bildern, schmutzigen Vorstellungen und widrigen Begierden erfüllen.

Beschäftigung mit den großen Fragen der Welt- und Lebensanschauung bleibt der Mehrzahl, wenigstens während der Zeit ihrer akademischen Ausbildung, so gut wie völlig fremd. Das war früher anders. Im 18. Jahrhundert ging noch die ganze akademische Jugend durch die Schule der Philosophie, die Schüler Kants oder Chr. Wolffs waren Juristen, Mediziner und Theologen: ihre Lehrvorträge richteten sich darauf, diese Hörer nicht zu „Philosophen von Gewerbe“, wie Kant einmal sagt, sondern zu vernünftig denkenden, allseitig gebildeten Menschen zu machen. Jetzt ist die Beschäftigung mit Philosophie in der Hauptsache auf den Kreis der Studierenden, die der philosophischen, vielleicht noch der theologischen Fakultät angehören, eingeschränkt, bleibt freilich auch hier oft äußerlich genug. Die Juristen und Mediziner wenden sich gleich zu den Fachstudien, aus denen sie meist auch nicht mehr aufsehen. Da das Gymnasium sie auch nicht zur Philosophie geführt hat, so bleiben die meisten einstweilen völlig unberührt von tieferen Gedanken; denn was etwa der Religionsunterricht unter dem Titel Glaubens- und Sittenlehre geboten hat, ist natürlich als altväterischer Plunder längst gerichtet, abgetan und weggeworfen. Und so sind nun die Köpfe, leer von großen Ideen und tieferen Gedanken, jeder losen Rede des ersten besten Sophisten, nenne er sich nach Haeckel oder nach Nietzsche oder nach welchem allermodernsten Irrlicht, widerstandslos geöffnet.

2. Unsere medizinischen Fakultäten erfreuen sich gegenwärtig eines großen, rasch steigenden Ansehens bei der Bevölkerung, ihre großen Namen sind jetzt wohl die bekanntesten unter allen Gelehrtennamen. Und dieses Ansehen ist ohne Zweifel wohl verdient und wohl begründet, verdient durch aufopferungsvolle und erfolgreiche Forscherarbeit auf allen Gebieten, begründet dnrch erstaunliche Heilerfolge und siegreichen Kampf mit den großen Volkskrankheiten. Auch daran ist nicht zu zweifeln, daß die Aus-

bildung der jungen Mediziner für das Technische des Berufs durch die Kliniken und praktischen Kurse gewonnen hat. Fraglich dagegen erscheint mir, ob für die geistig-sittliche Bildung der jungen Ärzte in gleicher Weise gesorgt ist, wie für die wissenschaftlich-technische. Sie bringen wohl Wissen von dem Seienden mit, aber das Wissen von dem Seinsollenden ist ihnen, fürchte ich, vielfach fremd geblieben, wohl so fremd, daß es ihnen schon befremdend vorkommt, daß überhaupt davon geredet wird: das Wirkliche ist doch der Gegenstand des Erkennens, nicht das Nichtwirkliche. Und doch ist Weisheit nicht möglich ohne die Wissenschaft vom Guten, ohne die Idee des Vollkommenen, das nirgends gegeben, aber immer aufgegeben ist. Und gerade der junge Mediziner bedarf dieser Erhebung über die Wirklichkeit. Seine Wissenschaft zeigt ihm den Menschen zunächst von der animalischen Seite, nicht von der geistigen, zeigt ihm die gleichen Organ- und Triebsysteme, wie sie das tierische Leben aufweist. Eine gewisse Herabstimmung durch die Beobachtung der Tierheit am Menschen ist wohl nicht selten eine der ersten Wirkungen des Studiums, hie und da auch eine gewisse, zur Frivolität neigende Genugtuung über diese Entdeckung. Im roheren Gemüt schlägt sie wohl zum renommistischen Großtun mit einer niedrigen Ansicht vom menschlichen Leben aus. Und ebenso führt die Praxis den jungen Arzt mit der Misere des physischen und sittlichen Daseins mehr als mit den Höhen des geistigen Lebens in Berührung. Das Großdenken von der Menschheit und ihrer Würde ist ihm schwerer gemacht als dem Philosophen. Um so notwendiger ist eine Gegenwirkung in der Richtung der aufwärts gerichteten Gedankenlinie.

Das gleiche ergibt sich aus einem anderen Gesichtspunkt. Die Stellung und Bedeutung des ärztlichen Standes ist im raschen Wachsen: fast kann man sagen, sein Wachstum ist proportional dem Sinken des geistlichen Standes. Hat die Wirksamkeit des

letzteren vielfach nur noch dekorative Bedeutung, so greift dagegen die Wirksamkeit des Arztes tief und immer tiefer in das ganze Leben der Bevölkerung ein; ein Haus, in dem der Arzt nicht aus und ein geht, wird es bald im Lande nicht mehr geben. Das Versicherungs- und Kassenwesen aller Art tut ein übriges zur Ausbreitung und Steigerung seiner Wirksamkeit. So rückt der Arzt allmählich in die Stellung ein, die früher der Seelsorger innehatte, eines Beraters in allen ernstesten Angelegenheiten des Lebens. In kranken und gesunden Tagen, bei der Arbeit und Erholung, bei der Erziehung und Berufswahl, überall wird der Rat des Arztes gehört. Und sein Rat wird wirklich gehört, mehr vielleicht als jemals der Rat des Geistlichen; die nächsten und größten Interessen, Gesundheit und Leben, stehen auf dem Spiel, während es mit dem Jenseits schließlich von den meisten nie so ganz ernst genommen wurde. Und das größte Vertrauen wird ihm entgegengebracht: er hat die Wissenschaft vom Menschen und dem Leben.

Man sieht, von wie großer Wichtigkeit es ist, daß er wirklich vom Menschen und vom Leben eine tiefe und allseitige Anschauung gewinnt, daß die naturalistische Auffassung, zu der das Studium zunächst hinzuführen pflegt, durch die idealistische Ansicht, die von der Würde und Bestimmung des Menschen zu einem geistlich-sittlichen Leben ausgeht, eine Ergänzung erfährt. Gerade aus dem Munde des Arztes wird eine Hinweisung, und sei es ein gelegentliches Wort, auf diese Seite des Daseins besonders eindringlich wirken. Er kann sehr unbefangen sprechen, ihm wird nicht wie dem Geistlichen ein aprioriſches Mißtrauen entgegengebracht. Und die Gelegenheit, den inneren Zusammenhang zwischen sittlicher Selbstzucht und psycho-physischer Gesundheit darzulegen, bringt ihm jeder Tag.

Es ist eine schöne und große Aufgabe des medizinischen Universitätslehrers, seinen Schülern diese bedeutungsvolle und

verantwortliche Stellung des ärztlichen Berufs zum Bewußtsein zu bringen, die jungen Ärzte nicht bloß zu tüchtigen Technikern, Spezialisten, vielleicht auch Forschern, sondern, soviel an ihm ist, zugleich zu rechtschaffen empfindenden und edel denkenden Menschen zu bilden. Gewiß, jenes ist die Tagesarbeit; und auch in ihr hat sittliche Energie des Willens, Reinheit des Empfindens, Tiefe und Feinheit menschlicher Teilnahme jeden Augenblick Gelegenheit hervorzutreten. Dann aber wird auch das zur rechten Zeit gesprochene Wort seines Eindrucks sicher sein, ein Wort der Lehre und Erhebung, der Mahnung und wohl auch einmal der Zurechtweisung: es prägt sich mit der Erinnerung an die verehrte Persönlichkeit ein und mag noch nach Jahren im Gedächtnis wieder aufleben und als wirksame Kraft sich erweisen.

Aber noch ein weiteres scheint mir möglich und notwendig, eine zusammenhangende Betrachtung in Gestalt einer öffentlichen Vorlesung, etwa unter dem Titel: „Medizinische Ethik“. Jeder medizinische Universitätslehrer, der den inneren Beruf dazu in sich fühlt, könnte sie halten, am nächsten gelegen wäre sie der Materie nach dem Lehrstuhl für Hygiene. Die Aufgabe wäre, dem künftigen Arzt das Ganze seines großen Berufs vor Augen zu stellen: wie alle Seiten des menschlichen Lebens, des privaten und des öffentlichen, des physischen und des sittlichen, in den Kreis seiner Beachtung, seiner Beratung und seiner Wirksamkeit fallen: den Einzelnen heilen und ihm helfen in allen Nöten des Leibes und der Seele, die Gesundheit und Kraft durch vorbeugende Beratung und Disziplin erhalten und bewahren, Seuchen wehren und Infektion verhüten, den Gemeinden und dem Lande in den Fragen der Volksernährung und des Wohnungsbaues, der Krankenversorgung und der Pflege Genesender, der öffentlichen Erziehung und des Unterrichts mit Rat und Tat dienen. „Nichts Menschliches mir fremd“, das muß der Wahlspruch des Arztes sein: zur Gesundheit und zum physischen und

sittlichen Wohlstand des einzelnen und des Ganzen hat alles Beziehung. Und darum muß der Arzt ein wahrhaft philosophisch gebildeter Mann sein.

Dem Mediziner wird die Aufgabe dieser Belehrung auf unseren Universitäten zukommen, nicht dem Philosophen. Abgesehen davon, daß es unmöglich ist, die Medizinstudierenden in den Hörsaal des Philosophen zurückzubringen, so fehlt diesem auch die Autorität, die der Lehrer des eigenen Fachs hat, nicht minder die intime Vertrautheit mit den Dingen selbst, die allein die innere Berechtigung zum Lehren gibt. Und noch eins fehlt ihm: die Vertrautheit mit vorbildlichen Persönlichkeiten. Solche in ihrer Wirksamkeit den Nachwachsenden vor Augen zu stellen, wäre eine der schönsten Aufgaben einer derartigen Vorlesung: praecepta docent, exempla trahunt. Daß es aber einer solchen Belehrung an Hörern fehlen sollte, wie Dr. A. Moll befürchtet, mag ich nicht glauben. In der rechten Weise von dem rechten Mann gehalten, würde sie sich sehr reger Teilnahme erfreuen, auch wohl noch von jüngeren Ärzten. Wie zahlreich, wie bedeutend und dringlich die moralischen Probleme sind, die an den angehenden Arzt herantreten, zeigt eben Molls Buch über ärztliche Ethik (1902) in sehr überzeugender Weise.

Um aber auf den Gegenstand, von dem unsere ganze Betrachtung ausging, noch mit einem Wort zurückzukommen, so wäre gerade auch die Hinführung der jungen Ärzte zur Erkenntnis der ungeheuren Bedeutsamkeit des geschlechtlichen Lebens für die gesamte Lebensgestaltung des einzelnen und des Volkes ein höchst wichtiges Stück solcher „medizinischen Ethik". Vielleicht berühren sich Medizin und Ethik an keinem Punkt so nahe: ubi desinit philosophus, incipit medicus, wo die ethische Belehrung aufhört wirksam zu sein, da fängt die medizinische Behandlung an. Wird der Arzt selbst zum ethischen Lehrer und Berater, so mag er dadurch der Notwendigkeit

immer zweifelhafter Kuren vorbeugen. Daß die Mediziner begonnen haben, als Volkslehrer und Jugendlehrer auf diesem Gebiet tätig zu sein, betrachte ich als ein heilsames Zeichen. Ich hoffe, daß sie auch den Kampf gegen die Verführungskünstler in der Literatur und gegen die Unzuchtindustrie, die sich mit dem Namen der Kunst und Wissenschaft zu decken sucht, aufzunehmen sich entschließen; sie können mehr als alle anderen die Schäden aufdecken, die daher stammen, und wirksam die Notwendigkeit der Repression zeigen. Und die Notwendigkeit, den epidemischen Erkrankungen des sittlichen Lebens zu wehren, ist gewiß nicht geringer; werden die physischen Krankheitszustände des Volkskörpers doch gerade an diesem Punkt in erheblichem Maße durch Perversitäten im Vorstellungsleben hervorgerufen und durch ideelle Kontagion verbreitet.*)

3. Eben die gleiche Forderung einer Durchdringung der beruflichen Fachbildung mit philosophisch-ethischen Ideen scheint mir auch für den zweiten gelehrten Berufsstand zu gelten, der auf die sittlichen Anschauungen der Bevölkerung von jeher starken Einfluß geübt hat und sie gegenwärtig entscheidend mitbestimmt: für den Juristenstand, im besonderen den Richterstand. Unsere jungen Juristen verlassen die Universität wohl nicht allzu selten mit einer recht äußerlichen Auffassung des Berufs; von vielen wird er einfach als der Herrenstand gewählt, und mit Vorstellungen von Rechten und Exemtionen, auch wohl moralischen Exemtionen, treten sie in ihn ein; daß es sich um einen Dienst, den Dienst am Volksleben mit dem Recht handelt, ist ihnen kaum zum Bewußtsein gekommen. Es wird eine große

*) Ich möchte hier auf zwei vortreffliche Vorträge des Obermedizinalrats Prof. Dr. M. Gruber in München hinweisen: „Kolonisation in der Heimat" (1908) und „Die Hygiene des Ich" (1906). Beide zeigen in höchst eindringlicher Weise den Zusammenhang zwischen Moral und Hygiene.

und wichtige Aufgabe des Universitätslehrers sein, dem angehenden Juristen seinen Beruf in diesem Licht zu zeigen, ihm die Größe, Bedeutung und Verantwortlichkeit der Stellung ins Gewissen zu prägen.

Und auch hier werden es in erster Linie die Fachlehrer sein, von denen Belehrung und berufliche Gewissensbildung ausgehen müssen. Die große und schöne Aufgabe des Rechtslehrers ist es, nicht bloß Techniker, die die Rechts- und Prozeßordnung zu handhaben verstehen, sondern Männer auszubilden, die das Recht im Sinne seiner tiefsten Bestimmung verwalten, als ars boni et aequi, als Kunst, das Gute und Gerechte zu erkennen. Zwar wird den Juristen auch hin und wieder Gelegenheit geboten, einen Philosophen über Rechtsphilosophie zu hören; und da wird denn, dürfen wir annehmen, auch die ethische Seite des Rechts zur Darstellung kommen. Den stärkeren Einfluß auf die Bildung der Anschauungen üben aber auch hier ohne Zweifel die Fachlehrer; sie haben das Vertrauen vollkommener Sachkenntnis für sich; sie wirken durch ihre Persönlichkeit vorbildlich auf den Nachwuchs. Ihnen nun gibt der Stoff beinahe an jedem Punkt Gelegenheit, auf die Verankerung der Rechtsnormen im sittlichen Bewußtsein hinzuweisen und zu zeigen, daß das Recht im großen überall als die schützende Umzäunung des sittlichen Lebens sich darstellt. Und gerade die wiederkehrende Darstellung der konkreten Rechtsnormen unter diesem Gesichtspunkt ist geeignet, eine klare Anschauung und starke Überzeugung von dem engen Zusammenhang von Recht und Sitte, Recht und Sittlichkeit in den Hörern zu begründen.

Vielleicht aber gehört auch hier eine zusammenfassende Belehrung über diesen Zusammenhang unter dem Titel einer „juristischen Ethik" nicht zu den überflüssigen Dingen. Sie würde also vor allem zeigen, daß in letzter Absicht das Recht und

die Rechtsordnung dazu da ist, das Volksleben in seinem gesamten sittlichen Stand zu schützen, zu erhalten und seine Emporbildung zu ermöglichen. Es handelt sich nicht bloß um die Aufrechterhaltung einer äußeren Ordnung, wodurch die Möglichkeit des Zusammenlebens gegeben wird, sondern es handelt sich zuletzt um die Erhaltung der sittlichen Willenskräfte, ohne deren Dasein auch die äußere Ordnung bald zerfällt: quid leges sine moribus? Unrecht und Gewalttat, die sich durchsetzen, haben die Tendenz, die sittlichen Kräfte zu schwächen bei denen, die sie verüben, und bei denen, die sie erleiden; und darum bringt jedes Volksleben mit dem instinktiven Gefühl für das Notwendige und Zweckmäßige, das den geschichtlichen Lebewesen so gut als den organischen eignet, Recht und Rechtsordnung als Abwehrorgane gegen die Zerstörung seiner Lebenskräfte hervor.

Damit wäre denn zugleich dem Juristenstand, im besonderen dem Richterstand seine Würde und Wichtigkeit vor Augen gestellt. Er ist zum starken Schützer des Rechts und der Sitte, der gesamten sittlichen Lebensbetätigung der Nation bestellt. Er handhabt im Namen des sittlich-rechtlichen Volksbewußtseins die Maßstäbe von Recht und Unrecht, von Gut und Böse. Ja er stellt gewissermaßen in seiner Person den standard of wright and wrong dar, er ist, wie Aristoteles sagt, die Gerechtigkeit in persönlicher Erscheinung. Das ist die Idee des Richters. Die Idee aber auch des Rechtsanwalts: dem bedrängten Recht zum Recht zu helfen gegen das Unrecht, das ist seine eigentliche Aufgabe; wogegen es als eine schmähliche Verkehrung des Berufs eines advocatus juris erscheinen müßte, wenn jemand ihn dahin verstände: durch allerlei Künste und Kniffe das Unrecht auf dem Wege Rechtens zum Recht zu machen.

Und zu zeigen wäre weiter, wie groß der Einfluß ist, der vom Gerichtssaal auf die Anschauungen der Bevölkerung von dem, was erlaubt und zulässig ist, ausgeht, vor allem vom

Stuhl des Strafrichters. Ist hier laxe Moral zu Hause, wird sie von dem Richter auch nur schweigend geduldet, wenn sie von anderer Seite sich breit macht, so werden leichtfertige Anschauungen von Recht und Sitte sich ausbreiten und die Empfindung der Würde des Amts und der Heiligkeit des Rechts vernichten. Spricht dagegen vom Richterstuhl die ernste Kraft einer bedeutenden sittlichen Persönlichkeit (es braucht nicht in moralisierender Beredsamkeit zu geschehen, ein gelegentliches Wort genügt), so wirkt sie befestigend und erhebend auf die Denkweise des ganzen Kreises. Und darum wären gerade für das Amt des Strafrichters nur die würdigsten, einsichtigsten, klarsten und in sich gefestigtesten Männer gut genug. Ob in einem Prozeß über mein und dein richtig entschieden wird, ist in der Regel für die Gesamtheit nicht so wichtig, als daß in Strafsachen das gerechte Urteil gefunden wird: hier wirkt das Urteil unmittelbar Sitten bildend oder auch Sitten zerstörend.

Vielleicht ist dies enge Verhältnis von Recht und Sitte nirgends so sichtbar als an dem Punkt, von dem wir ausgingen: bei den Rechtsnormen, die der Aufrechterhaltung eines Minimums objektiver Sittlichkeit im Gebiet des geschlechtlichen Lebens dienen. Hier wird nicht bloß der Übergriff in die fremde Rechtssphäre mit Strafe bedroht, sondern auch die unsittliche Handlung als solche. So in dem jetzt so viel angefochtenen Paragraphen 175 die perverse Triebbefriedigung. Sie empört, auch wenn sie nicht ein Recht anderer verletzt, das sittliche Bewußtsein der Gesamtheit in einer so empfindlichen Weise, daß die strafende Gegenwirkung als Recht und Pflicht erscheint. Eben der Umstand, daß dabei nicht notwendig eine Verletzung des Rechts eines anderen stattfindet, begünstigt die neuerdings zutage tretende Unsicherheit des Urteils. Volenti non fit injuria, wer einverstanden ist, dem geschieht kein Unrecht, so argumentieren die Advokaten der Forderung, den Paragraphen 175 aufzuheben.

Und die „medizinische“ Betrachtung sekundiert: abnorme Triebrichtung, die man vielleicht als krankhaft ansehen muß, aber keinesfalls als Laster strafen darf. Und die naturalistische Moral fährt fort: krankhaft oder nicht, alle Triebe sind natürlich, alle haben gleichen Anspruch auf Befriedigung, wer will die Natur zur Rede stellen und richten? Durch solche Reden, die von einer sehr tätigen und geldkräftigen Propaganda überall hin ausgestreut werden, scheint wirklich das Rechtsbewußtsein weiterer Kreise, bis in den Richterstand hinein, allmählich ins Schwanken gebracht worden zu sein: haben wir wirklich ein Recht hier zu strafen?

Dem gegenüber vermag nur der Rückgang auf die Bedeutung des Rechts überhaupt Sicherheit zu geben: ist es seine Bestimmung, den sittlichen status der Nation zu schützen und aufrechtzuerhalten, dann ist auch ein Einschreiten gegen widernatürliche Unzucht selbstverständlich möglich und notwendig; sie richtet sich unmittelbar gegen die Lebenskräfte des Volkes selbst, sie würde, durch Ansteckung und Verführung sich ausbreitend, zuerst dem sittlichen, zuletzt auch dem physischen Leben der Nation die Wurzel abgraben, wie sie das Leben der Griechen und der von ihnen angesteckten Römer erniedrigt und verwüstet hat. Und darum hat das gesunde Volksempfinden recht, wenn es der Erniedrigung und Besudelung seines sittlich-menschlichen Wesens durch solche Vorkommnisse durch ihre Bestrafung sich zu erwehren sucht. Bis vor kurzem, mit dem säkularen Maßstab der Geschichte gemessen, schaffte man sie als schlechthin unerträgliche Greuel durch Ausmerzung der angesteckten Individuen aus der Mitte. Und es ist bemerkenswert, daß in England und Amerika noch heute schwerste Strafen (in England bis zu lebenslänglichem Zuchthaus, in Amerika von fünf bis zwanzig Jahren) darauf stehen. Wir werden Ursache haben, uns in diesem Stück lieber an das Beispiel der stammverwandten angelsächsi-

schen Völker zu halten, als an das Vorgehen der Franzosen und Italiener, die jene Laster straflos gemacht haben: ob zu ihrem eigenen Heil? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln.

Ich weiß wohl, Sittlichkeit läßt sich nicht durch Gericht und Polizei erzwingen; erzwingen läßt sich nicht die Gesinnung, sondern höchstens die äußerliche Handlung oder Unterlassung, und oft auch diese nicht, sondern nur die Heimlichkeit und die Heuchelei. Dennoch übt die Rechtsordnung auf die Sittlichkeit der Gesamtheit eine starke Rückwirkung, indem sie die Anschauungen von dem Erlaubten und Nichterlaubten mitbestimmt. Daß das, was gestraft wird, auch sittlich nicht zulässig sei, hat, solange als das Recht in dem lebendigen Volksbewußtsein wurzelt, wenigstens die allgemeine Präsumtion für sich. Die Aufhebung der Strafbarkeit würde demnach in dem Sinne wirken, daß auch die sittliche Zulässigkeit mindestens als fraglich erschiene. Daß die Straflosmachung heute noch der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes befremdlich und unmöglich vorkommen würde, darüber wird niemand in Zweifel sein, der unser Volk nicht bloß aus den Nachtkafes, wo manche unserer Poeten ihre Studien über das Volksleben zu machen scheinen, kennt. Aber auch daran wird man nicht zweifeln dürfen, daß sie allmählich das bisher feststehende Urteil verwirren und auflockern würde. Die Perversenliteratur würde alsbald die Folgerung ziehen: die Gesetzgebung selbst hat endlich die Sache als eine zulässige anerkennen müssen; die „Wissenschaft" hat den Sieg über alle Vorurteile davongetragen. Die Verführungskünste, nunmehr gefahrlos geübt, würden einen großen Aufschwung nehmen; die Organisation des Lasters würde noch mehr, als schon der Fall ist, sich als eine öffentliche Macht etablieren; statt der einen hätten wir zwei öffentliche Prostitutionen. Und die ältere würde durch die neue als Folie in ein neues Licht gestellt werden. Der Verkehr mit Dirnen würde als eine

nicht nur völlig unbedenkliche, sondern schon als sittlich gehobene Form der Triebbefriedigung dastehen.

Also, wir werden allen Grund haben, das gesunde Volksempfinden an diesem Punkt zu achten und gegen die Anwälte der Perversität zu schützen. Und wenn hie und da auch einem Richter eine Gewissensschärfung not tun sollte, denn es scheint, daß die Anwälte der „Freiheit" nicht ganz ohne Erfolg ihre Minierarbeit getrieben haben, so würde ihm zu empfehlen sein, statt mit der „Wissenschaft" lieber einmal mit schlichten Männern und Frauen aus dem Volk hierüber Rats zu pflegen. Und das gleiche würde ich auch Gesetzgebern und Volksvertretern empfehlen, die sich in ihrem Urteil schwankend werden fühlen, damit der Gesundheit des deutschen Volks nicht unwiederbringlicher Schaden erwachse.*)

*) Ich habe auf diese Betrachtung mehrere Zuschriften von „Homosexuellen" erhalten; regelmäßig sind sie im Ton des Vorwurfs gehalten: es fehle mir das Verständnis für die Sache, es sei das übliche Vorurteil, das den „homosexuellen" Verkehr als etwas „Unnatürliches" erscheinen lasse, während jede Unzucht unter Personen verschiedenen Geschlechts wenigstens den Vorzug des „Natürlichen" habe, so viel verderblicher sie in ihren Folgen für den Einzelnen und für die Gesellschaft sein möge. — Ich bin dadurch in meinem Urteil nicht erschüttert worden. Daß die Triebrichtung „abnorm", daß sie gegen die „Naturzwecke" gerichtet sei, das zu leugnen ist doch auf alle Weise unmöglich. Daß sie auf Einzelne als ein furchtbares Verhängnis gelegt ist, gebe ich zu; würde sie nicht anders als eine andere Verkümmerung oder Verkehrung der Anlage mit stiller Fassung getragen, so verdiente sie tiefstes Mitleid. So ist es wohl früher oft geschehen. Was aber die gegenwärtige Bewegung kennzeichnet, das ist grade die Forderung, die Perversität als legitime, gleichberechtigte Form des Naturtriebes anzuerkennen. Das freche Wort vom „dritten" Geschlecht, von den „Uraniern" sagt ja alles: wir vom „dritten" Geschlecht erkennen uns keineswegs als Kranke, wir fordern unser Recht, das gleiche Recht auf Befriedigung, das das Recht auf Überredung und Verführung einschließt.

Ich berühre noch einen Punkt, wo das richterliche Gewissen allzu nachgiebig zu werden scheint, die Verbreitung unzüchtiger Schriften und Abbildungen, die § 184 des R.-Str.-G.-B. mit Strafe bedroht. Die gesetzlichen Bestimmungen, namentlich mit den Erweiterungen, die der Paragraph im Jahre 1900 erhalten hat, würden wohl ausreichen, bei entschiedener Handhabung den Schmutz in Literatur und Bild vom öffentlichen Markt zu vertreiben; und eine gewisse Reinlichkeit der Schaufenster und der Presse wäre immerhin ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Daß dies Ziel nicht erreicht ist, daß tausend Dinge, man denke an die Aktphotographien oder gewisse Zeitschriften, sich öffentlich breit machen und jedermann täglich vor Augen kommen, die zweifellos unter die Strafbestimmungen fallen, das scheint darauf hinzudeuten, daß es die Rechtsprechung an sich fehlen läßt. Erfreuen sich solche Dinge von Zeit zu Zeit „glänzender Freisprechung“, so wird das geradezu als Reklame benutzt; und geringe Geldstrafen werden auf die Geschäftsunkosten geschlagen.

Ist es die Gewöhnung an die zivilrechtliche Betrachtung, die den Arm des Strafrichters lähmt: Geschäft ist Geschäft, es wird ja niemand Zwang angetan? Vielleicht wirkt sie mit. Stärker aber wird ein anderes Moment sich geltend machen: die Angst, der Freiheit des geistigen Lebens und Schaffens Eintrag zu tun, die Angst wohl auch, dem Vorwurf der Rückständigkeit, des Mangels an Bildung, des Muckertums ausgesetzt zu sein, mit dem unsere Witzblätter und leider auch unsere liberale Presse ein schärferes Vorgehen zu bedenken so bereit sind. Die Engländer und Amerikaner kennen jene uns hypnotisierende Angst vor dem Einschreiten gegen Unzuchtliteratur und -industrie nicht, sie respektieren die Deckfirma: Kunst und Wissenschaft, für solche Erzeugnisse nicht im mindesten. In England meint man die wirkliche Freiheit des geistigen Lebens zu schützen, wenn man nicht bloß „unzüchtige“, sondern auch „unan-

ständige“ (indezente) Darstellungen unter Strafe stellt. Mit Recht; die Sicherheit gegen Attentate auf das Scham- und Reinlichkeitsgefühl, wie sie bei uns an allen Straßenecken verübt, wie sie durch Zeitungsannoncen und Kreuzbandsendungen mit appetitreizenden Abbildungen in jedes Haus eindringen, gehört ohne Zweifel nicht minder zu den durch das Recht zu schützenden Freiheiten als die Sicherheit gegen Belästigung durch ruhestörenden Lärm oder üble Gerüche. Ja, hier steht offenbar mehr auf dem Spiel; man denke an die heranwachsende Jugend, die auf allen Straßen schutzlos der Infektion der Phantasie mit obszönen Bildern preisgegeben ist. Also, Landgraf werde hart!

Sollte aber eine Sicherung gegen allzu rigoristische Handhabung des Rechts notwendig sein, so bilde man eine Appellationsinstanz aus Sachverständigen, in die ohne ängstliche Wahl Dichter, Künstler, Ärzte, Erzieher, Schriftsteller, Journalisten, Buchhändler zu berufen wären. Gegen jede Verurteilung auf Grund des § 184 stelle man die Berufung an diese Instanz frei; sie müßte aber nur die Frage zu beantworten haben: ob ein Interesse der Kunst, der Poesie, der Schönheit, der Wissenschaft, der Volksbildung, der Jugendaufklärung oder sonst ein Interesse unseres geistigen Lebens an dem fraglichen Erzeugnis vorliege? Durch eine verneinende Antwort, sie könnte ohne Begründung und ohne Diskussion durch ein in Umlauf gegebenes Gutachten gegeben werden, wäre das Gewissen des Richters nach dieser Richtung hin salviert. Die Zuziehung von „Sachverständigen“ in der Gestalt, wie sie gegenwärtig auf Antrag des Angeschuldigten stattfindet, stellt sich nicht selten als ein Hohn auf die Urteilsfähigkeit der Richter und der „Sachverständigen“ dar; sie wirkt lediglich als eine Art Schirm, hinter die sich die Abneigung des Richters, das Gesetz ernstlich anzuwenden, flüchtet. Was für ein Grauen sich hie und da unter dem Decknamen der Kunst, z. B. in den sogenannten „Aktphotographien“, ver-

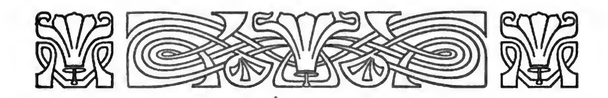
birgt, das hat jüngst L. Kemmer in einer kleinen Schrift „Die graphische Reklame der Prostitution“ (München, 1906) vor aller Augen offen gelegt. Es ist unfaßbar, daß das deutsche Volk diesen Schmutzerguß aus dem Inland und dem Ausland Jahr aus Jahr ein über sich ergehen läßt, unfaßbar freilich auch die Geduld, die es mit einer Rechtsprechung hat, wie sie in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. und 29. Januar d. J. charakterisiert und von allen Seiten verurteilt wurde. Was hilft das Vorgehen der Exekutive gegen die Unzuchtindustrie, wenn sie schließlich von der Rechtsprechung im Stich gelassen wird?





Alte und neumodische Erziehungsweisheit.





Mit einem Hinweis auf Mängel unserer heutigen Erziehung schloß ich den ersten Artikel unter dem Titel: „Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit". Eine freundliche Aufforderung der Redaktion bestimmt mich, diesen Punkt ein wenig weiter auszuführen.

Versucht man die Erziehung und die Erziehungsweisheit unserer Tage zu charakterisieren, so kann man nicht wohl auf eine andere Formel kommen als die: sie steht im Zeichen der Verweichlichung. Das gilt von der Praxis, das gilt vielleicht in noch höherem Maße von der Theorie.

In der Theorie beherrscht die Überbürdungsfrage die Diskussion. Auf Schulkonferenzen, auf Mediziner- und Psychologenkongressen, auf Lehrerzusammenkünften, überall ist die Überbürdung Gegenstand der Verhandlung. Ermüdungsmessungen werden veranstaltet, sie bildeten eine Zeitlang einen beliebten Sport, Aufnahmen über die durchschnittlich notwendige Zeit der Erledigung der häuslichen Arbeiten werden angeordnet, Ärztevereine fassen Resolutionen, Medizinalkollegien setzen ein Maximum zulässiger Arbeitszeit in Schul- und Hausstunden für die Altersstufen fest, auf allgemeinen Erziehungstagen werden Pläne vorgelegt, wie man allen Zwang aus dem Unterricht der Jugend ausschalten könne; die Lust am Lernen soll zur alleinigen Triebfeder aller Arbeit gemacht werden. Der Pflicht-

begriff wird in der Erziehung der Zukunft keine Rolle mehr spielen, die „Philosophie des lustigen Lebens“ im Hause wie in der Schule gelten. Auf allen Lehrerkonferenzen wird darüber verhandelt, wie man den Schülern das Erlernen dieser oder jener Wissenschaft leicht und angenehm machen könne. Und von Regierungstischen wird die Stimme gehört: es gelte, die Freude in die Schule zurückzuführen.

Und von alldem hallt die Literatur wider. Nicht bloß die pädagogische, deren Zeitschriften mit „philanthropischen“ Artikeln erfüllt sind. Auch in der allgemeinen Literatur spielen die Erziehungsfragen gegenwärtig eine Rolle wie nie zuvor. Freilich ist es hier vor allem die negative Seite, die uns gezeigt wird: die verheerenden Wirkungen, die von der Zwangspädagogik, von der Unbarmherzigkeit verständnisloser Lehrer und Erzieher ausgehen. Die Tagespresse berichtet gern über krasse Fälle von Konflikten, Schülerselbstmorde sind ein beliebtes Thema der Reporter; die Romanliteratur verarbeitete in den letzten Jahren massenhaft das Thema der Unterdrückung der Jugend, des Kinderelends: schwachbegabte Kinder fallen dem mörderischen Ehrgeiz der Eltern und dem harten Unverstand der Schultreiber, denn so müßte man nach diesen Schilderungen statt Schullehrer sagen, zum Opfer, sie werden so lange gehetzt, gespornt, gepeitscht, bis sie auf der Strecke liegen bleiben. Hochstrebende Jünglinge, angehende Genies, die das Bedürfnis haben, ihren eignen Weg zu gehen, werden von mittelmäßigen Lehrern, die kein Verständnis für persönliches Leben haben, nach der Schablone behandelt, und wenn sie es nicht ertragen und sich ducken, gemißhandelt, beschimpft, vernichtet, bis sie ins Wasser gehen oder zur Pistole greifen. Ebenso beliebt wie die Schulromane sind beim Publikum die Schuldramen, die darum nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot massenhaft fabriziert und von allen Bühnen der schaulustigen Menge dargeboten

werden: wir werden auf Lehrerkonferenzen geführt, sie ersetzen die Schauer von Femgerichten und Inquisitionstribunalen, an denen man früher das Gruseln lernte; Direktoren uud Lehrer erscheinen als dumme, verbohrte, läppische, kriechende, harte Richter und zugleich Henkersknechte, denen es Freude macht, das Holz zum Feuerstoß herbeizutragen, auf dem der Inkulpat, denn alle Schüler stehen beständig unter der Anklage der Faulheit, Frechheit und Dummheit, verbrannt wird.

So die Theorie und die Literatur. Und die pädagogische Praxis steht unter diesem Druck. Überall sucht man die Forderungen zu ermäßigen. Im Hause herrschen Nachsicht und Nachgiebigkeit, Nachsicht mit den Fehlern: es sind Eigenheiten, die man schonen muß, um der werdenden Persönlichkeit nicht zu nahe zu treten, ihr nicht die charaktervolle Besonderheit zu nehmen; Nachgiebigkeit gegen Wünsche und Begierden, Launen und Einfälle: man muß die Natur sich ausleben lassen, durch Entgegentreten und Versagen wird die Heftigkeit der Begierde nur gesteigert und setzt sich dann, wenn die äußere Autorität nicht mehr Gewalt übt, um so rückhaltloser durch. Ebenso in der Schule: auch hier ist unter dem Druck der öffentlichen Meinung überall das Bestreben herrschend, die Ziele herabzusetzen und die Arbeit zu mindern und zu erleichtern. Natürlich, der Schüler soll am Ende alles wissen und können; aber das muß erreicht werden ohne Anstrengung von seiner Seite. Es ist die Aufgabe der Lehrer, ihm den Wissensstoff unmerklich beizubringen; ohne viel Schulstunden, ohne häusliche Arbeiten, ohne Prüfungen, die das zarte Wesen aufregen möchten, soll er am Ende der Schullaufbahn sich im Besitz aller wünschenswerten Kenntnisse und Fertigkeiten finden. Es ist eben die Methode des Unterrichts so zu vervollkommnen, daß die Sache jedem von selbst eingeht. Und wenn das nicht erreicht wird, nun, so sind die Lehrer schuld, wer denn sonst? Die Schüler können

doch nicht dafür verantwortlich gemacht werden, daß sie, ohne Kunst und Verständnis behandelt, versagen.

Beinahe möchte man die Jugend von heute beneiden und Verdruß darüber empfinden, daß die eigene Jugend nicht in dieses glückselige „Jahrhundert des Kindes" gefallen sei, wo die Kinder immer recht und die Eltern und Lehrer immer unrecht haben. Wie hart sind wir gehalten worden. Wenn man zu Hause versuchte, seinen Willen gegen den Willen der Eltern durchzusetzen, dann hieß es: Eigensinn gilt hier nicht, der muß gebrochen werden. Und wenn man in der Schule seine Sachen nicht recht gemacht hatte, dann war nicht der Lehrer oder der Lehrplan und die Überbürdung die Ursache, sondern der Mangel an Fleiß und Aufmerksamkeit und gutem Willen. Und niemand tröstete uns, wenn wir die Folgen zu tragen hatten, durch Mitleid mit unverschuldetem Leiden; alle Welt hätte uns ausgelacht, wenn wir uns als Märtyrer und Kreuzträger hätten vorstellen wollen.

Aber seltsam, wie parador die Wirkungen der entgegengesetzten Systeme auf das Gemüt und die Stimmung der Jugend herauskommen. Die Jugend von heute, das Produkt der zärtlichen, weichen, nachgiebigen Erziehung, fühlt sich unglücklich, gedrückt, unverstanden, gemißhandelt, während die strengere Behandlung mit Gelassenheit, ja Heiterkeit hingenommen wurde. Man kam sich keineswegs bemitleidenswert vor, während die jetzige Jugend voll Unzufriedenheit mit der Welt ist, obwohl sie von allen Seiten umschmeichelt und durch Mitgefühl mit ihren Leiden fetiert wird. Überall begegnet man der Pose des großen Einsamen, der unverstanden und ungewürdigt durch die Welt gehen muß, dessen Freuden und dessen Schmerzen dem Durchschnittsmenschen — und Erzieher und Lehrer sind immer Durchschnittsmenschen — ewig unverständlich bleiben. Nietzsche ist für unsere Jugend das Vorbild dieser interessanten Gestalt,

die Pose des „Unzeitgemäßen“ das unfehlbare Kennzeichen des zu Höherem Geborenen. Für die subalternen Geister ist Heiterkeit und Zufriedenheit mit dem Schicksal kennzeichnend: die geniale Natur ist zum Kampf, zur Empörung oder zur Einsamkeit prädestiniert.

Ich sagte: paradox sei die Wirkung. Oder ist sie es nicht? Ist es vielmehr die natürliche und notwendige Wirkung der weichlichen Erziehung, daß sie schwach und wehleidig, krank und ewig unzufrieden macht? Der Jugend bleibt natürlich der Zug der Zeit nicht verborgen: sie liest ja auch die Erziehungsschriften, an denen die Mutter sich erbaut, sie sieht die trübseligen Gestalten ihrer Erzieher und Lehrer auf der Bühne oder im Roman karikiert, sie berauscht sich an den Bildern der kleinen Helden, die in Untersekunda oder Prima den Widerstand gegen die Tyrannei predigen und organisieren und siegen oder als tragische Gestalten untergehen. Wie sollte sie nicht unzufrieden sein, wenn ihre Phantasien nun doch in der Wirklichkeit einigem Widerstand begegnen? Wie sollte sie sich nicht bemitleidenswert vorkommen, wenn sie sich solchen Menschen ausgeliefert sieht, wie sie ihr dort vorgestellt werden? Weichliches Mitleid macht wehleidig, es gibt nichts Gewisseres. Das Kind, das sich gestoßen hat, aber längst darüber hinweg ist, fängt wieder zu weinen an, wenn die überfließende Zärtlichkeit der Tante nach dem Wo und Wie des Unheils mitleidig sich erkundigt. Die gefaßtere Mutter fragt nicht, sondern lenkt alsbald die Aufmerksamkeit von dem schmerzhaften Punkt auf ein anderes, und die Sache ist abgetan.

Und darum wäre nun mein Rat, zu der educatio strenua, der ernsten und strengen Erziehung früherer Tage, zurückzukehren und den Überbürdungs- und Verweichlichungstheoretikern den Abschied zu geben. Drei große Imperative sind die ewigen Leitsterne der wahren Erziehung: Lerne gehorchen! Lerne dich

anstrengen! Lerne dir versagen und deine Begierden überwinden!

1. Lerne gehorchen! Gehorchen, d. h. nicht äußerem Zwang dich äußerlich unterwerfen, sondern mit freiem Willen den Willen der Besseren und Einsichtigeren in deinen Willen aufnehmen. Wer das nicht in der Jugend gelernt hat, wird es nicht leicht im späteren Leben nachholen; und er wird dann nicht leicht über ein elendes und elend machendes Hin- und Herschwanken zwischen äußerer Unterwerfung und krakehlerischer Auflehnung hinauskommen. Und darum gibt es kein größeres Unrecht an der Jugend, als ihr das Gehorchen ersparen wollen; wer die Rolle des Erziehers so versteht: allen Neigungen des Kindes nachgehen, allen seinen Begierden Befriedigung verschaffen, der versündigt sich an seinem Kind aufs schwerste, der versagt ihm, was es schlechterdings nicht entbehren kann, wenn ein Mann aus ihm werden soll: die Übung in der freien Unterordnung des Eigenwillens unter die Notwendigkeit, sei es natürliche, sei es soziale Notwendigkeit. Und auch von dem wird er dann später wohl etwas erleben, was Jesus Sirach sagt: „Zärtle mit deinem Kinde, daß du dich hernach vor ihm fürchten müssest."

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden; ich empfehle nicht Härte, Laune, Willkür; sie wirken zerstörend, ganz ebenso wie blinde Zärtlichkeit, auch sie machen freien Gehorsam des Zöglings unmöglich. Weise Festigkeit, die in der Liebe zu dem Kinde, zu dem, was es werden soll und eigentlich werden will, ihre tiefsten Wurzeln hat, gibt allein die Autorität, der als natürliche Wirkung und zugleich als ihr zukommender Lohn der freie Gehorsam folgt.

2. Lerne dich anstrengen! Die sinnliche Natur liebt die Anstrengung nicht; sie liebt gelegentliche und rasch wechselnde Tätigkeit, aber nicht dauernde, zusammenhangende, auf ein

bestimmtes Ziel fest gerichtete Anstrengung. Nun beruht alles, was wir höhere Kultur nennen, die äußere Kultur wie die innere Bildung des menschlichen Wesens, auf zielbewußter, von der augenblicklichen Neigung unabhängiger Anstrengung leiblicher und geistiger Kräfte. Ist es nun die Aufgabe der Erziehung, für die Lösung der Aufgaben des Lebens die heranwachsende Generation geschickt zu machen, so ist damit gegeben, daß die Ausbildung der Willensenergie, in beharrlicher, angestrengter Betätigung seine Kräfte an die Erreichung eines Ziels zu setzen, zu ihren allerwichtigsten Leistungen gehört. Der Weg hierzu aber ist die Übung, training sagen die Engländer. Physical, moral, intellectual training, darin ist eigentlich das Ganze der Erziehungstätigkeit eingeschlossen. Training bedeutet Anstrengung der Kräfte, auch einmal bis zur Einsetzung des Letzten. Und so werden wir also sagen: nicht schonen, nicht zurückhalten, nicht bedauern, sondern zur Einsetzung auch einmal der letzten Kraft auffordern und Mut machen, das ist die Maxime der rechten Erziehung, der educatio strenua.

Ich hoffe wieder, nicht mißverstanden zu werden. Es ist ein Maß in den Dingen, man kann von dem Knaben, dem Jugendlichen nicht verlangen, was der Mann leisten kann. Ich verkenne nicht, daß über das rechte Maß in früherer Zeit, in der Zeit zum Beispiel, wo der Minister Altenstein elf Stunden täglicher Arbeit für die Schüler der mittleren und oberen Klassen höherer Schulen für eine keineswegs übertriebene Anforderung erklärte, hinausgegangen ist; ich habe solche Verstiegenheit selbst auf das entschiedenste verurteilt. Die Überbürdungsklagen waren nicht unbegründet. Und auch das verkenne ich nicht, daß durch die lange Ausdehnung des Schulkursus, durch die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, durch die Durchführung des Systems der Fachlehrer, von denen jeder sein Fach als das oder wenigstens als ein Hauptfach

anerkannt sehen will, auch gegenwärtig nicht selten ein gespannter Zustand hervorgebracht wird, der Schulmüdigkeit und Widerwillen zur natürlichen Folge hat. Ich habe als Heilmittel die freiere Bewegung auf der Oberstufe vorgeschlagen, ein gewisses Maß von Wahlfreiheit, um für persönliche Neigung und Begabung mehr Raum zu schaffen, nach dem Vorbild der englisch-amerikanischen Colleges. Ich hoffe, daß unsere Schulen von der Freiheit, die ihnen die Unterrichtsverwaltung in dieser Absicht anträgt, mehr und mehr Gebrauch machen lernen, nicht um den Schülern Anstrengung zu ersparen, sondern sie ihnen zur Ehrensache zu machen, die dann zugleich die Arbeit zur Freude macht. Dann aber wollte ich, daß die nächsten dreißig Jahre von Überbürdung nicht mehr geredet würde, mindestens nicht an irgendwelchen der Jugend zugänglichen Stellen. Und wenn dazu noch ein Wunsch gestattet ist, so ist es der: daß auch von Vererbung ihr in den nächsten dreißig Jahren nichts mehr zu Ohren komme. Überbürdung und „erbliche Belastung", Vererbung aller Fehler und Gebrechen des Leibes und der Seele, diese aushöhlenden, bis ins Mark verderbenden Stichworte unserer Zeit, würden am besten bis auf weiteres aus der pädagogischen Diskussion überhaupt ausgeschaltet. Dafür wäre einzusetzen die Rede von dem Segen des Vätererbes: mag es „erbliche Belastung" geben, es gibt auch erbliche Begabung und Begnadung. Alle Kulturgüter sind euch durch die Arbeit der Vorfahren gewonnen; alles was ihr Menschliches besitzt, ist nicht Geschenk der Natur, sondern ist das Vermächtnis einer langen Reihe von Generationen, die gerungen und gekämpft haben, mit Feinden draußen und feindlichen Mächten im Innern, um euch zu bereichern. Und dieses Erbe wolltet ihr verwüsten? Nimmermehr; sondern es mehren und gemehrt auf eure Nachkommen

bringen, das ist die stillschweigende Verpflichtung, die auf euch als Erben ruht. Und ferner, an Stelle der Rede von der Überbürdung wäre einzusetzen die Rede von der Macht des Willens: du kannst, was du willst! Und der Appell an den Stolz: ihr werdet euch doch nicht nachsagen lassen, daß dies über eure Kraft gehe? Tüchtige Jungen versagen nicht, wenn die Ehre ins Spiel kommt. — Im physical training haben wir im letzten Menschenalter Fortschritte gemacht. Es gilt, im moral and intellectual training nicht Rückschritte zu machen. Sonst müßten wir mit einer kleinen Abänderung eines alten Wortes bekennen: qui proficit in physicis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit: wer in der Kultur des Körpers Fortschritte, in der des Geistes aber Rückschritte macht, der macht größere Rückschritte als Fortschritte.

Das sei besonders auch den Ärzten gesagt, deren Zuziehung bei der Schulgesundheitspflege ich im übrigen natürlich nicht ablehne. Sie sollten nicht vergessen, daß die körperliche Ausbildung nicht der einzige Zweck der Erziehung ist, daß die Hygiene mit anderen notwendigen Lebenszwecken Kompromisse schließen muß. Vortrefflich sagt A. Moll in seiner ärztlichen Ethik: „Ärzte können nicht dringend genug gewarnt werden, den eigentlichen Zweck der Schule, den pädagogischen, durch zu strenge hygienische Forderungen zu schädigen." Natürlich sei es für ein Kind gesünder, sich sechs Stunden im Freien zu tummeln, als so lange in der Schule zu sitzen; aber diese Einsicht zur Forderung erheben, das heiße Schule und Schulbildung überhaupt unmöglich machen. Und gar vor Kindern von Schulüberbürdung reden, das heiße ihnen den bequemsten Vorwand zur Faulheit geben und die Schule unerträglich machen.

3. Lerne dir versagen und deine Begierde überwinden. Entsagen ist der Weisheit letzter Schluß, so predigen die Weisen aller Zeiten bis herab auf Kant und Goethe. Die Begierde

ist das Faß der Danaiden, das nie zu füllen ist, im Gegenteil, die nachgiebige Befriedigung der sinnlichen Triebe endigt mit gesteigertem Verlangen. Und also ist es Weisheit, die Begehrlichkeit einzuschränken; Begehrlichkeit und Unbefriedigtheit wachsen in gleicher Progression. Schon in früher Jugend ist der Anfang zu machen; es handelt sich zunächst um die Begründung fester Gewohnheiten. Einfache, frugale, geregelte Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse ist der Weg, die Begierden selbst zu mäßigen und zu regeln; durch Nachgiebigkeit gegen jede Anwandlung von Lust und Laune, durch Üppigkeit und Übermaß wird die launische und zügellose Begehrlichkeit des Genußmenschen großgezogen. Die Erziehung hat es in der Hand, diesen oder jenen Weg zu gehen, den Weg der Disziplin oder der Emanzipation der Sinnlichkeit, den Weg, der zur Herrschaft des geistigen Selbst, oder den anderen, der zur Unterjochung unter die Genußtriebe und zuletzt zu jeder Erniedrigung des Menschlichen unter das Animalische führt.

Verdient die gegenwärtige Erziehung in dieser Absicht Lob? Ich fürchte, nein. Falsche Zärtlichkeit und weichliche Nachgiebigkeit geben ihr, wenn ich mit meinen Jugendeindrücken vergleiche, durchweg, und zwar bei allen Klassen der Bevölkerung, das Gepräge. Natürlich, ist das Leben der Erwachsenen auf Genuß gestellt, wie sollte man es über sich bringen, den Kindern zu versagen? Man denke nur an die ungeheuer gesteigerten Ansprüche an Unterhaltung, wie sie vor allem das großstädtische Leben im Gefolge hat, das sie auch bei der Masse großzieht. Ganz unmerklich und von selbst wird die Jugend in dies Treiben hineingezogen; statt bei Kinderspielen im Freien, wie sie durch die Jahrtausende in spontanem Wachstum bei der ländlichen Jugend sich fortgepflanzt haben, treffen wir die Kinder der Großstadt auf Kinderbällen und in Theatern, auf Ausstellungen und in Bädern, in Musikkneipen und Biergärten; und dazu

werden nun ja wohl auch die Freuden und Aufregungen der Volksversammlung kommen. Oder man denke an das Beschenken: gab es früher einmal im Jahr eine Gelegenheit zu schenken, das Christfest, so bringt jetzt jeder Tag nicht mehr die Gelegenheit, sondern schon fast die Notwendigkeit: jeder Festtag, jede Wiederkehr nach Hause, jeder Besuch bringt den süßen Kleinen große oder kleine Geschenke. Sie sind immer übersättigt und dabei immer naschhaft und begehrlich, sie werden überschüttet mit Spielsachen, Büchern und Bildern aller Art und können es vor Langeweile nicht aushalten.

Ich hoffe nochmals nicht mißverstanden zu werden. Ich mißgönne der Jugend nichts, mißgönne ihr auch nicht ihren bescheidenen Anteil an dem größeren Reichtum des gegenwärtigen Lebens; sie kann ja nicht überhaupt davon ausgeschlossen werden. Aber das bleibt eine ewige Wahrheit: bescheidene Einfachheit ist das der Jugend Gemäße, sie allein erhält sie gesund und tätig und froh. Übermaß und Üppigkeit lähmen die Kräfte, vor allem auch die Erfindungskraft und die Kraft der Selbsthilfe, zerstören die Genußfähigkeit und bringen zuletzt jenen Habitus vager, krankhafter Begehrlichkeit hervor, der immer nach dem anderen und wieder nach dem anderen greift. Es ist der Gemütshabitus, in dem Lebensekel und Pessimismus den geeigneten Boden finden. Und also: willst du für das Gedeihen und Glück deiner Kinder sorgen: halte sie knapp, ziehe sie zur Selbsttätigkeit und leite sie an, in freiwilligem Verzicht auch auf erlaubte Genüsse ihren Stolz zu finden.

Zugleich trägt strenge Erziehung auf die Dauer sicheren Dank ein. Die Regel hat allerdings eine Ausnahme. Ich entnehme ihre Beschreibung dem kürzlich in deutscher Übersetzung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski erschienenen Werk von E. Seillières, „Die romantische Krankheit“. Es heißt hier (S. 88): „Wer mit erblicher psychischer Entartung behaftet, ohne festen

Willen, ohne Kontrolle über die Eindrücke des Augenblicks, ohne Selbstbeherrschung und Anpassungsvermögen an seine Umgebung ins Dasein tritt, verrät den pathologischen Egoismus, an dem er künftig zu leiden bestimmt ist, zunächst durch eine eigensinnige, widerspenstige und rebellische Kindheit, wie sie fast alle ausgeprägten Romantiker durchgemacht haben. Man kann sagen, daß dieser Zug bei großen Menschen und Ausnahmeindividualitäten häufig ist, aber man muß hinzufügen, daß die instinktive Auflehnung des Kindes in der romantischen Epoche eine besonders mürrische Gehässigkeit und vor allem eine systematische Beharrlichkeit annimmt. Die Söhne gesünderer Zeiten vergessen die Ruten ihrer Knabenzeit und danken ihren Erziehern bald dafür. Diese hingegen bewahren sie in ihrem Herzen und machen ihr kindliches Schmollen zu einem dauernden Benehmen und zu einer dogmatischen Philosophie."

Um das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen, füge ich noch das hinzu. Die durch die bezeichneten drei Imperative umschriebene Erziehung ist zugleich der Weg, die Willenskräfte zu begründen, die gegen die Überwältigung des geistigen Selbst durch das neue, im Zeitalter der Pubertät erwachende Triebleben die wirksamsten Schutzwehren darstellen. Eine Sicherheit gegen die Gefahren, die der letzte und tyrannischste aller Naturtriebe über das Leben bringt, gibt es überhaupt nicht. Aber das, was die Erziehung tun kann, um die Überwindung dieser schwersten Krisis zu erleichtern, ist im wesentlichen nichts anderes als die frühe Gewöhnung zur Selbstüberwindung durch freien Gehorsam, durch ernste, zielstrebige Tätigkeit, durch Niederhaltung des sinnlichen Begehrens unter den vernünftigen Willen. Ich will die sogenannte „sexuelle Aufklärung", die jetzt oft mit so großem Ungestüm gefordert und als das alleinige Heilmittel angepriesen wird, nicht überhaupt verwerfen; am ersten dürfte sie einige Wirkung haben, wenn ein

einsichtiger und wohlwollender Arzt der ins Leben hinaustretenden Jugend über die Tatsachen und über die Gefahren ein paar aufklärende Vorträge hält. Von naturhistorischer Belehrung der Kinder über Befruchtungsvorgänge erwarte ich dagegen wenig oder garnichts; sie könnte auch einmal die kindliche Unbefangenheit stören und die Aufmerksamkeit auf diese Dinge einstellen und zu bohrender Neugier erwecken. Die wesentlichen Widerstandskräfte müssen durch die ernste Willensbildung begründet sein, sonst ist die Belehrung überhaupt vergeblich. Verweichlichung, Müßiggang, dissolute Begehrlichkeit, das sind die Dinge, die den Dämonen der Unzucht den Boden bereiten, nicht die Unwissenheit."



Druck von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei in Cöthen.

Schriften desselben Verfassers:

Im Verlag von J. G. Cotta (Stuttgart):

Einleitung in die Philosophie.
17.—19. Auflage. 1907. 30 Bogen. 4,50 Mark.
Gebunden 6 Mark.

System der Ethik, mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre.
7. und 8. Auflage. 1906. 67 Bogen. 14 Mark.
Gebunden 18 Mark.

Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles.
Zur Naturgeschichte des Pessimismus.
1901. 16 Bogen. 2,40 Mark.
Gebunden 3 Mark.

In Frommanns Verlag (Stuttgart):

Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre.
4. Auflage. 1904. 24 Bogen. 4 Mark.
Gebunden 4,75 Mark.

Im Verlag von Veit & Co. (Leipzig):

Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten. Vom Ausgang des Mittelalters bis auf die Gegenwart.
2. Auflage. 2 Bände. 1896. 608 u. 728 Seiten. 30 Mark.

In Teubners Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt":

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung.
1906. 192 Seiten. 1 Mark. Gebunden 1,25 Mark.

Im Verlag von Reuther & Reichard (Berlin):

Philosophia militans. Gegen Klerikalismus u. Naturalismus. X, 234 Seiten. 2 Mark.
Gebunden 3 Mark.

Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart.

Drei Vorlesungen von Dr. Rudolf Eucken, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. Jena. Zweiter unveränderter Neudruck. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.25.

„Eucken gehört zu den Führern der modernen religions-philosophischen Bewegung. Sein ganzes Leben wird getragen von dem Ideal einer selbständigen Geisteskultur, die zur Vertiefung des Persönlichkeitsgehaltes und des Gesamtlebens führt. In lichtvoller, durchaus gemeinverständlicher Form bietet er nun den Kern seiner religionsphilosophischen Anschauungen in diesen Vorlesungen dar, die wir um ihrer selbst willen wie als Zeichen für die Gesundung und Vertiefung unserer Zeit mit Enthusiasmus begrüßen. Die drei Hauptprobleme, um die es sich nach Euckens Auffassung handelt, sind: **„Die seelische Begründung der Religion"**, **„Religion und Geschichte"** und **„Das Wesen des Christentums"**..... Eucken findet in unserer Zeit merkliche Anzeichen dafür, daß wir über das Ganze des Lebens irre geworden sind und das Problematische darin stärker als je empfinden. Hier gilt es nicht zu vermitteln, sondern zu entscheiden: die Religion muß aus diesen Erschütterungen und Wandlungen als Kulturmacht, als ein «weites, freies, großes Christentum aktiver und vordringender Art» emporsteigen; nur dann vermag sie den großen Tatsachen und inneren Zusammenhängen unseres Lebens gerecht zu werden. Es liegt in diesem Gedanken etwas Großzügiges, Heroisches, das freilich von der dogmatischen Kleinarbeit und ihrer innerlichen Nüanzierung unendlich fernbleibt. Auch wer Zweifel hegt, ob die hier gegebene metaphysische Umschreibung einen adäquaten Ausdruck für den Gehalt der christlichen Frömmigkeit bildet, auch wer das Christentum weniger aristokratisch auffaßt und z. B. über seine Bewertung der Einzelseele abweichende Anschauungen hegt, muß in so energischer Betonung seines ‚Weltcharakters' eine geistige Kraft erkennen, die wir mit Stolz zu den beglückendsten Erscheinungen unserer Zeit rechnen dürfen."

[Christliche Welt.]

„Eucken weist mit Recht darauf hin, daß die Anzeichen sich mehren, die deutlich machen, daß die Erhöhung des äußeren Lebensstandes nicht befriedigt, und daß die Menschheit zu einer Wiederaufnahme des religiösen Problems hindrängt.... Die Skizze wird zeigen, wie tiefgründig Eucken seine Aufgabe anfaßt. Das Büchlein sei darum als Leitfaden zur religiösen Vertiefung bestens empfohlen. Manche Abschnitte gewinnen in ihren Beziehungen zu den religiösen Kämpfen — besonders in diesem aufregenden Streit um den Modernismus — aktuellen Wert."

[Das XX. Jahrhundert.]

Im gleichen Verlage ist soeben erschienen:

Philosophia militans.

Gegen Klerikalismus und Naturalismus.

Von

Friedrich Paulsen.

Dritte und vierte durchgesehene und vermehrte Auflage.

8°. X, 234 Seiten. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Inhalt: 1. Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie. — 2. Kant der Philosoph des Protestantismus. — 3. Katholizismus und Wissenschaft. — 4. Der Modernismus und die Enzyklika Pius X. — 5. Fichte im Kampf um die Freiheit des Denkens. — 6. Ernst Haeckel als Philosoph. — 7. Haeckels Welträtsel als Volksbuch. — 8. Die Entdeckung des Menschen im 19. Jahrhundert.

Druck von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei in Cöthen.



